



# STADT FOIUT MITTE

DER FREIRAUM UNTERM  
BERLINER FERNSEHTURM

## H#5

HENSELMANN · 2021—1  
BEITRÄGE ZUR STADTPOLITIK

# STADT · FORUM · MITTE

## DER FREIRAUM UNTERM BERLINER FERNSEHTURM

<b>EDITORIAL</b> THOMAS FLIERL	2-4
<b>AUSSICHT AUF DIE STADT</b> KURT W. FORSTER	4-5
<b>BERLINS STADTKRONE</b> SIMONE HAIN	6-9
<b>VOM ZENTRUM DER HAUPTSTADT ZUR BÜRGERSTADT?</b> ULRICH HARTUNG	10-13
<b>DER FREIRAUM UNTERM FERNSEHTURM</b> MATTHIAS GRÜNZIG	14-19
<b>URBANE FREIRÄUME</b> COLLAGE DIETER FESEKE	16-17
<b>KRITISCHE REVUE</b> THOMAS FLIERL / KATRIN LOMPSCHER / CORDELIA POLINNA	20-21
<b>RATHAUSFORUM. ALTSTADT ODER WELTSTADT</b> FREIES DENKEN IST IN BERLIN NUR SCHWER MÖGLICH THOMAS FLIERL IM GESPRÄCH MIT REGULA LÜSCHER	22
<b>DER FREIRAUM-WETTBEWERB DES SENATS</b> THERESA KEILHACKER / MATTHIAS GRÜNZIG	23
<b>STADT · FORUM · MITTE. POSITION</b> KATRIN LOMPSCHER / CORDELIA POLINNA	24-25
<b>LEBEN UNTERM FERNSEHTURM</b> VANESSA CARLOW	25
<b>ALLMENDE. NOCH KEINE AGORA</b> KATHRIN GERLOF	26
<b>ARGUMENTE</b> MARIENKIRCHE   MATTHIAS GRÜNZIG NEPTUNBRUNNEN   STEPHAN STRAUSS MARX UND ENGELS ZURÜCK   THOMAS FLIERL SPANDAUER STRASSE   THERESA KEILHACKER	27-29
<b>POSTHUMANE BAUTEN</b> FORTSETZUNG VON SEITE 13 ULRICH HARTUNG	30
<b>ABGEORDNETENHAUSWAHL BERLIN 2021</b> DIREKTKANDIDAT:INNEN ZUM RATHAUSFORUM	31

HENSELMANN · BEITRÄGE ZUR STADTPOLITIK  
WIRD VON DER HERMANN-HENSELMANN-STIFTUNG  
IN KOOPERATION MIT DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG HERAUSGEGEBEN.  
DIESE AUSGABE ENTSTAND IN ZUSAMMENARBEIT MIT DER INITIATIVE OFFENE MITTE.

DAS PDF DIESES JOURNALS H#5 KANN AUF DER WEBSITE DER HERMANN-HENSELMANN-STIFTUNG  
KOSTENLOS HERUNTERGELADEN WERDEN. DORT BEFINDET SICH AUCH DER BILD-NACHWEIS.

V.I.S.D.P.: THOMAS FLIERL — REDAKTION: THOMAS FLIERL, KATRIN LOMPSCHER — 31.03.2021  
GESTALTUNG: DIETER FESEKE UMBRA+DOR – VISUELLE KOMMUNIKATION — DRUCK: EU STANDARTU

[ CREDITS / BILDNACHWEISE: HHS-WEBSITE ]



## EDITORIAL

### THOMAS FLIERL

Unter dem Titel **BERLIN OST WEST: MODERN** war der neue Berliner Welterbe-Antrag Thema der letzten Ausgabe unseres Journals **Henselmann. Beiträge für Stadtpolitik (H#4)**: In diesem Jahr unternimmt Berlin erneut den Versuch, die drei Ensembles der Nachkriegsmoderne – die «alte» und die «neue» Karl-Marx-Allee sowie das Hansaviertel bzw. die Interbau 1957 – gemeinsam für die deutsche Liste zum UNESCO-Welterbe zu nominieren. — Inzwischen ist allgemein anerkannt, dass die drei Berliner Gebiete mit ihren herausragenden Beispielen von Architektur und Städtebau nicht nur, weltweit einzigartig, den Kalten Krieg in einer Stadt, sondern auch die bislang kaum ins Bewusstsein getretene Verflechtungsgeschichte der Moderne belegen können. Durch die politische Konfrontation im kriegszerstörten Berlin gewannen die Aufgaben des Wiederaufbaus, insbesondere der **Städtebau als Wohnungsbau**, eine enorme symbolische Aufladung. Die damals noch Stalinallee genannte «erste sozialistische Straße Berlins, der Hauptstadt Deutschlands» in Ost-Berlin oder die «Stadt von morgen», so der Titel der Hauptausstellung der Interbau 1957 in West-Berlin, waren jeweils programmatische Statements, die auf die «Gesellschaft von morgen» zielten. Mit konträren ästhetischen Kulturen, im Osten zunächst in antimodernistischer «nationaler Tradition», im Westen ganz «international», warb man hier wie dort für ein «Besser leben – schöner wohnen!». Die KMA 2 (1959–1964) bezeugt schließlich die spätere Rückbesinnung der DDR auf die Moderne und deren eigenständige – sozialistische – Ausformulierung. — KMA und Interbau zielten modellhaft jeweils auf die ganze Stadt und auf die Zentren der beiden Teilstädte. Die KMA baute, gesamtstädtisch gedacht, zur Stadtmitte hin, auf ein an der Spreeinsel geplantes zentrales Gebäude zu. Sie antizipierte die Ost-West-Durchwegung der Stadt über die KMA, die beiden Gelenkpunkte Alexanderplatz und Spreeinsel in die Straße Unter den Linden bis zum Brandenburger Tor und weiter nach Charlottenburg. Die Interbau hatte ebenso eine,

wenn auch eher dezentrale Zentrums-idee: das stadtlandschaftliche Wohnen am Tiergarten, die Kongresshalle als Teil eines zukünftigen Regierungsviertels im Spreebogen mit dem Reichstagsgebäude und baulich mit großer Geste gen Osten, sowie die damals neue U-Bahn-Verbindung zwischen der «Stadt von morgen» am Hansaplatz mit dem zeitgleich entstandenen «Neuen Zentrum am Zoo». — In diesem Heft soll es nun um den zentralen Bereich zwischen Spree und Alexanderplatz gehen, um den **FREIRAUM UNTERM FERNSEHTURM**. Dieser Bereich erhielt seine heutige Gestalt in den Jahren zwischen 1969 und 1986, zwischen der Eröffnung des Fernsehturms und der Einweihung des Marx-Engels-Denkmal. Damit fanden der Nachkriegswiederaufbau und die Gestaltung des Zentrums von Ost-Berlin als Hauptstadt der DDR ihren Abschluss. — Wie in konzentrischen Kreisen arbeitete der Ost-Berliner Städtebau in seinen Etappen auf diese urbane Mitte zu: In der Periode der Baupolitik der «nationalen Traditionen» der frühen 1950er Jahren war in Ost-Berlin auf Weisung Walter Ulbrichts die vom Krieg hinterlassene und in Teilen notdürftig gesicherte Schlussruine auf der Spreeinsel 1950 abgerissen worden, um den «Marx-Engels-Platz» als Demonstrationsplatz, größer als der Rote Platz in Moskau, zu schaffen. In der bis heute anhaltenden Empörung darüber wird allerdings oft vergessen, dass zeitgleich zum Bau der KMA 1 zwischen Proskauer Straße und Strausberger Platz ab 1951 auch das Forum Fridericianum Unter den Linden mit der Staatsoper, der Humboldt-Universität, der Königlichen Bibliothek und dem Prinzessinnenpalais wieder aufgebaut wurde. — Mit der Rückwendung zur Moderne und dem Bau der KMA 2 zwischen Strausberger Platz und Alexanderplatz (1959–1964) folgten im westlichen Teil der Straße Unter den Linden moderne Bürogebäude für Botschaften und Ministerien, die Umgestaltung der Komischen Oper (1965/66), der Bau des Hotels Unter den Linden und des Gebäudes der Bauakademie mit dem Lindencorso (1966) an der Kreuzung mit der Friedrichstraße sowie des Staatsratsgebäudes (1964) und des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten (1967) am Marx-Engels-Platz. Zur gleichen Zeit wurde bis Anfang der 1970er Jahre der Alexanderplatz neugestaltet. Mit der Eröffnung des Fernsehturms 1969 fand der

Neptunbrunnen seine Aufstellung im neugestalteten Freiraum vor dem Roten Rathaus. Erst 1976 wurde der Palast der Republik auf der Spreeinsel eröffnet – der Geschichte Unkundige meinen oft, das Schloss sei für den Palast der Republik abgerissen worden, dabei lag zwischen Schlossabris und Palasteröffnung ein Vierteljahrhundert. Mit der Einweihung des Marx-Engels-Denkmal fand die Gestaltung dieses grünteprägt urbanen Freiraums 1986 seinen Abschluss. Welche Verheißung an die Öffentlichkeit: Muße und Erholung inmitten der Stadt, ein Ort der Begegnungen, des Angebots, die Wirklichkeit an den behaupteten Idealen zu vermessen. In den engen Grenzen der DDR war diese Öffentlichkeit allerdings politisch blockiert. Als am 4. November 1989 die große Ost-Berliner Demonstration auf dem Alexanderplatz stattfand, umrundeten die Demonstrant:innen zuvor genau dieses Areal: die Karl-Liebknecht-Straße entlang, über die Spreeinsel am Palast der Republik vorbei und zurück über die Rathausstraße auf den Alexanderplatz. Und reklamierten so mit der Meinungsfreiheit auch dieses Territorium realiter für sich, als Allmende, als kommunales Eigentum, als «Stadt-Freiheit». Mit der Öffnung der Mauer fünf Tage später nahm die Entwicklung dann eine andere Richtung, nämlich zur schnellen Vereinigung beider deutscher Staaten. — Für den Umgang mit dem baulichen Erbe der DDR in Ost-Berlin war in den ersten Jahren nach der Vereinigung die Fixierung der neuen Standorte für Parlament und Regierung maßgeblich. Nach der richtigen Entscheidung, Parlament und Regierung im Spreebogen anzusiedeln, standen die Regierungsbauten der DDR auf dem Prüfstand. Bis auf das Staatsratsgebäude, das später eine private Hochschule übernahm, wurden oder werden sämtliche moderne Regierungsbauten der DDR abgerissen bzw., wie in der Straße Unter den Linden, bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet – während die ehemaligen NS-Bauten mit denkmalpflegerisch elaborierten Konzepten ohne weiteres für Regierungsfunktionen weitergenutzt werden. Das Lindencorso und das Hotel Unter den Linden an der wichtigsten historischen Straßenkreuzung Berlins Unter den Linden/Friedrichstraße wurden abgebrochen und durch banalste Investorenarchitektur ersetzt. Die politisch heftigste Auseinandersetzung bezog sich auf den Palast der Republik,

in dem sich die im März 1990 erstmals demokratisch gewählte Volkskammer konstituiert hatte und in dem der Beschluss zum Beitritt der DDR zur Bundesrepublik gefasst worden war. Statt den wegen der Asbestsanierung skelettierten Palast nun als **Rohbau der neuen Republik** aufzufassen und für ein neues öffentliches Gebäude zu nutzen, jenseits von Schloss und Palast, wurde in die Vergangenheit zurückgebaut. Der Palast wurde für das Hohenzollernschloss abgerissen. Es kehrte als Fassaden-Replik zurück. Der lange Streit über den Sinn der Rekonstruktion der baulichen Form des Schlosses setzt sich aktuell als Streit über den präsentierten **Inhalt** des Museumsschlusses fort. Die berechtigte Forderung nach der Restitution kolonial erbeuteter Objekte kann auch Augen öffnen für die innere Kolonialisierung der Berliner Mitte. — Obgleich die Anhänger des Schlosses nie einen Zweifel daran ließen, dass sie an Stelle des heute Rathausforum genannten Bereiches zwischen Fernsehturm und Spree eine neue «Altstadt» bauen wollten, waren und sind die Verhältnisse in Berlin doch anders als im Bund. 1991–1996 führte Volker Hassemer (CDU) das Ressort für Stadtentwicklung. Er richtete das «Stadtforum» genannte Beratungsgremium ein und verfolgte das Konzept eines «Neuen Berlin», das sich eher an der Metropole der Zwischenkriegszeit orientierte als an einem idealisierten idyllischen «Alt-Berlin». Auf sein Konto gehen die Hochhausplanungen für den Alexanderplatz. Der Bereich zwischen Fernsehturm und Spree blieb dagegen unangetastet. Eine «Kommission zum Umgang mit den politischen Denkmälern in Ost-Berlin» plädierte zudem 1993 für den Erhalt des Marx-Engels-Denkmal. — Erst das unter Senatsbaudirektor Hans Stimmann und Stadtentwicklungssenator Peter Strieder (beide SPD) entwickelte «Planwerk Innenstadt» (Senat Diepgen IV 1996–2001) und sein antimoderner Furor attackierte den Bereich. Das Planwerk sah im ersten Entwurf (1996) eine aufgelockerte moderne Bebauung vor: Vor dem Rathaus wäre eine Markthalle entstanden, die Marienkirche wäre von modernen Bauten umgeben, die Fußbebauung des Fernsehturms und der Neptunbrunnen wären verschwunden, das Marx-Engels-Denkmal auf das Doppelbildnis reduziert worden. Der Freiraum wäre irgendwie aufgefüllt, die Axialität des Raums gebrochen, alle Sichtbeziehungen zwischen Marienkirche, Rathaus, Fernsehturm gestört worden. Neben dem Protest der Opposition war es wesentlich der Zurückhaltung der in diesem Fall stadtplanerisch moderner denkenden CDU zu verdanken, dass im Beschluss zum Planwerk Innenstadt von 1999 diese Pläne nicht aufgenommen wurden. Während sich die Entwürfe von Bernd Albers seitdem immer mehr in Richtung historische Rekonstruktion radikalisierten (*siehe Abb. auf Seite 20*), hielt das 2010 unter Rot-Rot-Grün beschlossene «Planwerk Innere Stadt» wieder am Bestand fest. — Bereits im Jahre 2000 erklärte ich auf einer Veranstaltung des «Stadtforums», dass der Bereich zwischen Alexanderplatz und Spree die Potenz hätte, «zum öffentlichen Freiraum der ganzen Stadt, zum Stadttinnenraum, zum **STADTFORUM** zu werden. [...] Die Monumente städtischer Kultur, Rathaus und Kirche, waren in Berlin nie um einen Marktplatz gruppiert, auch der Neue Markt hatte diese Funktion nicht wahrgenommen. Nun sind sie eingelassen in eine, durch Wohnhäuser gebildete und vom Fernsehturm überragte Raumschale, in der sie präsentiert werden, ohne einen früheren Zusammenhang zu simulieren, einzig durch die Sichtbeziehung und durch die Aktivität der Bürgerinnen und Bürger miteinander in Beziehung gesetzt. Hier am Roten Rathaus ist der Ort der gesamtstädtischen Demonstrationen, Veranstaltungen und Feste. Berlin darf dieses Potenzial zur Entwicklung einer Kultur des öffentlichen innerstädtischen Freiraums nicht gedankenlos vergeben.» (*Foyer Heft 4/2000, S. 31*) — Nun hat die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen im August 2020 einen zweistufigen Wettbewerb für die Freiraumgestaltung des Rathaus- und Marx-Engels-Forums ausgeschrieben. Zum Redaktionsschluss unserer Ausgabe sind die eingereichten Arbeiten noch nicht ausgestellt, hat die Jury noch nicht getagt. Mit unserem Journal möchten wir dazu beitragen, die planungs- und baugeschichtlichen Kenntnisse über die Entstehung dieses markanten Ortes der Moderne zu vertiefen. Man sieht nur, was man weiß und versteht. Es geht vor allem um die Sinnbestimmung dieser Mitte Berlins. So wie der Fernsehturm zum Wahrzeichen des vereinten Berlins wurde, hat auch dieser Freiraum das Zeug, zum Stadttforum ganz Berlins zu werden.

**THOMAS FLIERL** Dr. phil., war von 1998 bis 2000 Baustadtrat in Berlin-Mitte, von 2002 bis 2006 Senator für Wissenschaft, Forschung und Kultur. Heute ist er freiberuflicher Bauhistoriker und Publizist, Vorsitzender der Herrmann-Henselmann-Stiftung und u. a. Mitglied des Bauhaus-Instituts in Weimar.



# AUSSICHT AUF DIE STADT

## ERWÄGUNGEN ZU EINER NEUEN STÄDTISCHEN SYMMETRIE BERLINS

**KURT W. FORSTER**

(1993) Das Schicksal, das Berlin in unserem Jahrhundert erlitten hat, zeichnet die Stadt zutiefst und wird sie noch für lange Zeit als Schauplatz gewaltsamster Umwälzungen erkennbar machen. Zwar blieb ihr die Auslöschung Hiroshimas erspart, aber beinahe ein halbes Jahrhundert Wiederaufbau und Erneuerung setzten allmählich ein neues Gebilde an die Stelle ihrer historischen Gestalt. Die östlichen Bezirke der Stadt erfuhren dabei die radikalsten Umgestaltungen oder fielen einer ebenso absichtlichen Vernachlässigung anheim, so dass der Kontrast zwischen den jahrzehntelang voneinander abgetrennten Stadthälften auch künftig in Erscheinung treten wird. — Der historische Sinn all dieser Veränderungen liegt nicht auf der Hand, ja, er wird noch verschleiert durch die zeitlichen Verschiebungen, die Berlin gegenüber der allgemeinen Entwicklung moderner Großstädte hartnäckig behauptet und getrübt durch die Verwerfungen im Weichbild der lange gespaltenen Stadt. So entging die Stadt bisher der Umzingelung durch moderne Schnellstraßen, wie sie etwa Paris, Mailand oder Boston erfaßt haben, aber sie fand auch nur mühsam Anschluss an manche Entwicklung, die sich anderswo auf selbstverständlichere Weise vollziehen konnten. Der scharfe Kontrast zwischen Ost und West stellte in unfreiwilliger Ironie auf den Kopf, was man normalerweise erwartet hätte: So weidete man im Osten das ramponierte Stadtgelände aus für einen Straßenverkehr metropolitanen Ausmaßes (den es gar nicht gab), während man im Westen Verkehrsberuhigung und eine allgemeine Vorstadatmosphäre kultivierte, die zu einem Ku-Damm ohne Parking und Villenbezirken mit Tiefgaragen führten.

**Wiederaufbau West – Stadtideale Ost** Den Planungsstrategien der DDR liegen, wenn auch in zweifelhafter Form, neue Stadtideale zugrunde. Nur im Osten entstanden (Stalin-) (Karl-Marx-) (Frankfurter) Alleen und ganz neue innerstädtische Komplexe; nur im Osten riss man ganze Stadtquartiere (oder deren Ruinen) ab und eröffnete Räume monumentalen Ausmaßes, wie z.B. das immer noch namenlose Terrain zwischen Spreeinsel und Alexanderplatz. — Während man im Westen der Stadt geradezu betulich ans Werk ging und selbst bei massiven Eingriffen den Eindruck einer gewissen Kongruenz mit dem Bestehenden anstrebte, so konnte man im Osten erst gar nicht genug tun mit Abreißen, Austilgen und Neubeginn. Der mehr oder weniger gepflegte Wiederaufbau im Westen – passend ergänzt durch mehr oder weniger banale Modernität – hofft nun auf eine Fortsetzung im Osten, wo er sich endlich an Stücken bestätigen könnte, die der Mühe wert wären. Mögen die gigantischen neuen Wohnbezirke auch entmutigend wirken, Berlin-Mitte liefert endlich neue Gelegenheiten. Hier entfacht sich der ungestillte Drang eines Prozesses, der im Westen gleichsam an seine natürlichen Grenzen gestoßen war, fand sich doch kaum mehr eine Muthesiusvilla oder der Rest eines Kindergartens der zwanziger Jahre, an dem er Ersatz für seine Erfüllung finden konnte. Man hatte ja schon gerettet, was zu retten war: Charlottenburger Schloss und Gedächtniskirche (samt neuem Doppelgänger), Theater, Schulen, Gerichtsgebäude und Rathäuser, derweil im Osten die Furie des Zukünftigen die Reste aufwühlte und entweder radikal oder äußerst knausrig zu verfahren pflegte.

**Akt der Balance** Heute, wo es doch nur darum gehen kann, die Stadthälften einander näher zu bringen und sie wieder ineinander zu verschränken, heute schiene es geraten,

über diese beiden Vorgehensweisen hinaus einen dritten Weg zu erproben. Statt des Rückgriffs auf eine unwiederbringliche Vergangenheit und statt des vermeintlichen Vorriffs der Planungswillkür wäre ein Akt der Balance zu empfehlen. Es gilt zu erkennen, daß der Gang der Geschichte nicht nur Zerstörung hinterlassen, sondern auch das Bestehende und das Verlorene in neue Zusammenhänge und vor andere Horizonte gerückt hat. — Wie die Friedrichstraße mit ihren dominanten Achsen das Stadtmuster der Aufklärung schlechthin verwirklicht hatte, so könnte man die Nachkriegswirkungen zwischen Alexanderplatz und Frankfurter Allee als den Versuch werten, moderne Großstadtverhältnisse herzustellen. Zwischen der Spreeinsel und den innerstädtischen Quartieren bis hin zum Alexanderplatz liegt heute ein für Berlin einzigartiger Raum. Gerahmt von alten und neuen Bauten großstädtischen Ausmaßes, vom Roten Rathaus und den Wohn- und Geschäftsbauten der Nachkriegszeit, erstreckt sich eine bedeutende Fläche, auf welcher sich die Marienkirche und der Fernsehturm als quasi-surreale Relikte begegnen.

**Einmalige städtische Bühne** Man möchte wünschen, dass der neue städtische Raum, wie er sich zwischen dem Palast der Republik und dem Alexanderplatz darbietet, nicht hastig aufgefüllt wird. Es gilt vielmehr, ihn als eine in Europa einmalige städtische Bühne zu erkennen. Man ist versucht, ihn unter die wenigen existierenden Stadträume einzureihen, die den frühen Raumdarstellungen Giorgio de Chiricos nahekommen. Wie die Bilder de Chiricos versetzt auch diese städtische Bühne alle ihre Objekte in eine Art historischen Stillstand. Dabei verwandeln sich Inkongruenz und Fremdheit dieser Gegenstände in eine gebannte Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigkeiten. In einem denkbaren Berlin könnten Marienkirche, Rathaus und Fernsehturm in ähnlich exponierter Ungleichzeitigkeit ihren Platz auf dem freigelegten Boden dieses zerstörerischen Jahrhunderts finden. Hinterfangen von der seichten Schleife der S-Bahn und umstanden von den Gebäudescheiben einer vergangenen Moderne würden sie zu magischen Requisiten der Geschichte. — Die Veränderungen in Berlin-Mitte gehen so tief, dass auch die Rolle des Schlosses nicht mehr sein kann, was sie einmal war. Immerzu wird nur davon gesprochen, wie seine mächtige Silhouette als Abschluss, als Ziel und Rahmung, von Unter den Linden her unbedingt erforderlich sei, obwohl Schritt für Schritt schon im Laufe eines Jahrhunderts mehr Kontinuität mit den östlichen Stadtteilen angestrebt worden war, und obwohl heute und morgen diese Kontinuität – und das Anrecht auf eine gewisse städtische Symmetrie zwischen Ost und West – bedeutend dringender sind als ein malerischer Abschluß. Überhaupt stellt man sich die Frage, ob denn jemals auch Personen von Osten her sich den Linden nähern. — Die Spreeinsel bildet das Gelenk zwischen Ost- und Westbezirken der Stadt. Aber um als Gelenk tüchtig zu werden, muß sie architektonisch ausgebildet, nicht illusorisch gegen Osten abgeschottet werden. Sie bedarf nicht einer Rückführung auf den Vorkriegszustand, sondern einer Verwirklichung dessen, was latent in der Entwicklung Berlins seit längerem angelegt ist. Man könnte dieser Tendenz nachgeben, indem man die Avenue Unter den Linden gerad-

FOTO: GIOVANNI CHIARAMONTE (VGL. AUCH DERS., BERLIN, DIE STADT, DIE IMMER WIRD, MIT TEXTEN VON KURT W. FORSTER UND G. CHIARAMONTE, MÜNCHEN 2009)

linig über die Spreeinsel hinwegführte, bis man am östlichen Inselufer genau auf die Mittelachse des großen Stadtraumes trafe, die sich hinter dem Palast der Republik auf den Fernsehturm ausrichtet. Dadurch erschloße sich zugleich eine einmalige Großstadtbühne und eine Aussicht auf die Geschichte der Stadt. Entlassen aus der Ordnung friedericianischer Zeit, befreit aus dem Konglomerat vorstädtischer Quartiere, eröffnet sich hier eine Aussicht auf die Stadt selbst und auf die Jahrhunderte ihrer Geschichte. Das Rathaus gewänne eine städtische Aufwertung und übernehme weitgehend die Rolle des Fixpunktes, die das Schloss somit an eine demokratische Institution abzutreten hätte. Vor allem erreichte man auf diese Weise eine Kontinuität zwischen den allzulange getrennten Hälften der Stadt, und man eröffnet derart in ihrer neuen Mitte einen singulären Ausblick auf die Zukunft.

**IM NACHHINEIN IST JEDER KLÜGER, MANCHER VIELLEICHT AUCH NICHT**

(2021) Berlin, sein städtisches Zentrum und seine Zukunft, stellen sich heute anders dar als 1993, als ich mir in einer Skizze auszumalen versuchte, was denn aus einer welt-historisch neuen Situation für die Stadt zu gewinnen sein könnte. Noch standen damals weder das Kanzleramt und der Regierungsbezirk im Spreebogen, weder war der Palast der Republik verschwunden noch das neue Schloss als Attrappe errichtet. Man wird nicht verkennen, wie sehr beide eine Nachwirkung alter Spannungen im Weichbild Berlins sind – das Reichstagsgebäude ante portas und nun auch noch das Kanzleramt im Spreebogen – und der ungleichen Teilung der Nachkriegszeit damit eine Quittung erteilen. — Der zwecklose Nachbau des Schlosses und die totale Musealisierung der Spreeinsel legen eine gigantische Prothese in den Stadtkörper. Damit wird das umstrittene Herzstück der Stadt seiner Geschichte enthoben und seine Institutionen erstrahlen in reinem Kunstlicht. Die erwünschte Distanz schafft aber den Widerstand der Dinge nicht ab, sondern ködert ihn. Bekanntlich sprechen Gebäude ihre Umgebung auf unterschiedliche Weise an. Wie erklärt sich, dass das Schloss nach Osten eine Fassade fataler Gleichförmigkeit zeigt, wenn nicht daraus, dass der Osten eben die Kehrseite der Medaille ist? — Der Bezirk Mitte bot einerseits noch ausreichend Relikte des Jahrhunderts, um städtischen Chic und Charme zu etablieren (ein bisschen nach der Façon von Fasanen- und Bleibtreustraße, eben nur echter), wie andererseits die Dimensionen von Alexanderplatz und der namenlosen Gelände bis an die Spree aus Überlegungen hervorgingen, die auf das Wunschbild einer neuen Großstadt zustrebten. In einer Hinsicht gibt es jedoch einen kategorischen Unterschied: derweil das Schloss aus zwei gleichermaßen belanglosen Teilen besteht (Disney und moderne Architektur vom Banalsten), so steht hinter der Insel das Buch der Geschichte ohne geschwärzte Kapitel offen: vom Alexanderplatz mit seinen Brocken des Jahrhunderts zum Fernsehturm und dem grünen Teppich für die Stücke, die vom städtischen Mobiliar noch übriggeblieben sind. Dazu gehört nicht zuletzt was ein mit Berlin seit Jahrzehnten vertrauter Fotograf, Giovanni Chiaramonte, in eine einzige Aufnahme bannte: Im Abendlicht blickt man vorbei an den Stahlstelen mit ihren erblässenden Bildrelikten auf den Fernsehturm als erhöbe er sich aus einem Wald und strahle die untergehende Sonne auf einen Schauplatz der Geschichte zurück. Nur wer diese Tiefenschärfe ins Auge zu fassen vermag, ermisst die Geschichte des Ortes und Landes. Stellt man Potsdamer und Leipziger Platz – Inbegriff der Westmischung von Kommerz und (kaltem) Kaffee – der jetzt zur Stadtkrone erkorenen östlichen Gegend gegenüber, bleibt kein Zweifel darüber, wo das Herz Berlins liegt. — «Symmetria» war der Begriff, den der römische Architekturtheoretiker Vitruv aus griechischen Quellen auf die vollendete Natur eines Bauwerks anwandte. Er hatte dabei nicht bloß die Entsprechung der einen zur anderen Seite im Auge, sondern die innere Einigkeit dieser Teile, ihre gerechte Ordnung. Er wollte in jedem gelungenen Bau das erkennen, was ihn mit der Welt insgesamt vermählt. Und weil er eben Menschenwerk ist, gehört die Welt der Menschen, d. h. ihre Geschichte, mit ins Bild, denn nur sie kann letztlich darüber befinden, ob sich hier Symmetrien, also Entsprechungen, finden lassen. — Auf einer so unkritisch wiederhergestellten Insel wie sie diejenige der Museen ist, landet man allemal nur auf ideologischen Fähr(t)en. Zwischen Alexanderplatz und Spree stößt man dagegen auf das grobe Gestein der Geschichte, dem frische Kräfte und feinere Blüten entspringen.

**KURT W. FORSTER** emeritierter Professor der ETH Zürich, war in den frühen 1990er Jahren Mitglied des Stadtforums und Berater von Senator Volker Hassemer. Als solcher war er an zahlreichen Wettbewerbsjourns und Debatten beteiligt, bevor die Ära Stimmann diesen Anstrengungen den Boden entzog. Forster leitete das Canadian Centre for Architecture in Montreal (1999–2001), die Architekturbiennale von Venedig (2004) und unterrichtet seit 2005 als Gastprofessor an der Yale School of Architecture und an der Princeton University. Er publizierte jüngst ein Buch über Schinkel, *A Meander through his Life and Work* (Birkhäuser, Basel 2018), und eine Studie zum dringlichen Thema Aby Warburgs Kulturwissenschaft, *Ein Blick in die Abgründe der Bilder* (Matthes und Seitz, Berlin 2018).





# BERLINS STADTKRONE

Berlin steht derzeit vor einer der aufregendsten stadtpolitischen Entscheidungen seit langem. Ein internationaler Gestaltungswettbewerb soll die Zukunft des Freiraums unter dem Fernsehturm klären helfen. Das heißt aber auch, dass dieser Wettbewerb eine Antwort finden muss auf das zur bedrohlichen Tatsache gewordene «Schloss». Denn momentan bietet sich wie auf dem Präsentierteller hier eine Situation, die Kurt W. Forster einen «Aufstand der Dinge» nennt. Östlich der Spreeinsel sperrt sich alles vor dem neuen Nachbarn, der offensichtlich auf der Lauer liegt und mit seiner aggressiven Darth Vader-Fassade noch mehr Stadt einsaugen und unterwerfen will. Marx und Engels in ihrem Stonehenge werden es als Mahnwache alleine nicht richten, den Neptunbrunnen hat er fast schon und – schwupps – wird bald auch der grüne Teppich verschwinden. Der einzige Garant ist der Fernsehturm, weil er einen Besitzer gefunden hat. Kommt die Revision der Geschichte wie geplant voran, drückt es dem modernen Ensemble die Luft ab. Und das am solar plexus der Stadt.

Denn ein Schloss ist ein Schloss und braucht per definitionem einen Gutsbezirk, ein feudum, viel Boden und reichlich private Gründe. Da, wo heute Hasensohlen mümmeln, so hat uns Benedikt Goebel offenherzig mitgeteilt, liegen schließlich Milliardenwerte begraben. Jene baulich andere Welt, in der Besitz an lebendiger Erde für ebenso perfide betrachtet wird wie der Besitz von Menschen, liegt gegenständig dazu komplett im Widerspruch. Wenn man die Augen zusammenkneift, zumal im Novembernebel, sieht das andere Ufer tatsächlich aus wie ein verzauberter Wald, über dem eine Raumkapsel schwebt. Und diese Anderswelt in der Berliner Mitte soll mit den Worten des Kenners gesprochen, selber ein historisches Ereignis sein. Historischer als alles, was zuletzt als Gegengift aufgebaut worden ist? Das ist der springende Punkt unserer Geschichte. Was ist das bestehende Ensemble wert?

Auch wenn man den Aufstand der Dinge spürt, ihn ins Bild bannen kann wie der Fotograf, diesen verrückten Kontrapost zwischen schwerer Masse und jenem streng gefassten Raum, durch den der Wald geistert und unter dessen Pflaster der märkische Sand spürbar ist. Man wird

nur sehen können, was man auch weiß. Dieser Text will die Beschaffenheit und die besondere Schönheit des monumentalen grünen Mittelpunktes von Berlin beschreiben, seinem Sinn auf die Spur kommen und die Bedeutung des Ganzen erkunden. Das ist eine doppelte Herausforderung. Zum einen muss man es riskieren, vor ein unverständiges Publikum zu treten, dessen Meinung nicht allein anders festgelegt ist, sondern das auch zuverlässig erhitzt reagiert. Die andere Schwierigkeit besteht darin, verbindliche Kriterien zu bestimmen, nach denen ein Stadtbild, denn allein darum soll es hier gehen, als kunstgeschichtlich wertvoll und ästhetisch hochwertig bestimmbar werden kann. Was macht es einzigartig, un wiederholbar, interesselos schön? Die Frage lautet auch, was es denn eigentlich ist, das Berlin mit so schönen Städten wie Paris, wie Wien oder Washington verbindet. Was macht eine Stadt zur Ikone und warum ist ausgerechnet Berlin international so populär? Geben wir einmal unserem Auge nach, ganz ohne etwas zu wissen. Was sieht ein Blinder mit Krückstock, Otto Normalverbraucher oder jeder beliebige Tourist schon im Landeanflug auf Berlin? Das Auge, nicht nur das des «gelernten Berliners», sondern vornehmlich der anthropologisch definierte Blick, sieht zuerst, dass Berlin von fern oder nah betrachtet, eine definierte Mitte und eine in seiner weitgehenden Flachheit äußerst markant platzierte schlanke Höhenmarkierung hat. Eine Stecknadel gibt in Nah- und Fernsicht die Richtung auf den Ursprungsort und kommunalen Mittelpunkt an. Steht man gar darunter, könnte das Prinzip «Wolkenkratzer» gar nicht erhebender und zugleich unheimlicher umgesetzt sein. Gar nicht so selten umwölkt oder von Nebel verhangen bietet diese pikige Nadel bald dramatische bald feierlich illuminierte Ansichten feil. So viel Himmel aber auch. Ob man nun im Flieger drüber gleitet, im Festival of Lights oder mit der Taxe aus Buch heranzieht, sein Neugeborenes im Arm, man hat ein Ziel vor den Augen und empfängt ein überaus freundliches Willkomm-

ensignal. Denn die Kugelform gibt richtungslos egalitär jeden denkbaren Weg als angemessen frei. Den Fernsehturm sehen, heißt zweifellos, dass man woher auch immer, in Berlin ankommt, einkehrt, dass man rundherum angenommen ist. Zugleich assoziiert die Kugel wie ein Himmelskörper auch die eine wunderbare Welt. Hic Rhodus, hic salta. Man wird ein bisschen lokalpatriotisch beim Anblick.

Ob man nun schwarze, weiße, braune oder gelbe Haut hat, jedermanns Blick hat ein Ziel, der Raum Tiefe. Die Stadt entzieht sich nicht, kommt vielmehr entgegen, sie ist da, wo man sie von allen Rändern aus gut ausmachen kann. Auch am östlichen Stadtrand noch, gehört man eher dorthin, wo die Nadel in den Himmel ragt, als in die Brandenburger Wälder. Diese magische Gravitation ist ganz was anderes als in Paris, denn so ikonisch auch der Eiffelturm als Repräsentant der Stadt sein mag, man will nicht unbedingt hin, wenn man sich in der Stadt bewegt. Das Hirn weiß, zu seinen Füßen ist ein Messegelände, einer von vielen Parks. Wenn man da hinfährt, wird man Paris garantiert verpasst haben. Wo, meine Herrschaften, ist Paris? Doch wohl zweifellos an den Tuileries, dort wo die große Achse die Seine küsst: Eine ziemlich «leere» Situation, ausgedehnter Himmel, endlose Entfernungen, aber doch der topografische Höhepunkt der Stadt. Weil hier Himmel und Erde, Fluss und Pflanzenhain in einem ausreichend weit bemessenen, die Enge der Stadt kontrapunktierenden stadtdandschaftlichen Gefüge zusammenfließen. Die verlorene Zeit, hier ist sie reichlich zu finden! Die Tuileries am Sonntag, die Spielenden, die Kirchgänger, Küssende auf 360 Grad. Weiße Kniestrümpfe, geflochtene Dreads, Drachen und Boule. Es ist alles unspektakulär ausgebreitet, was man jenseits von Geschäftigkeit gerne sieht. Leisure und Laufsteg, Sorgfalt und Liebe. Berlin könnte das auch wieder haben, wie in der Ostzeit. Aber noch reicher ausdifferenziert und gegliedert als in Paris. Berlin hat eine veritable «Mall» wie Washington, wo dominante Bauwerke und Monumente die Achse knicken, die Blickrichtungen bre-

## «MAN ERBLICHT NUR, WAS MAN SCHON WEISS UND VERSTEHT»

GOETHE

chen, die Bilder verschneiden. Berlins Mall ist das im Wiederaufbau aufgeweitete Mittelstück zweier Bewegungsachsen, es ist der stadtkompositorische «Kuss» wie an der Place de la Concorde, und das öffentliche Parterre, «The Lawn», der amerikanischen Gemeinschaftsarchitektur. Wie hat Bruno Taut diese «Rasenteppiche» als das «Common», das Gemeingut jener Campi der Neuen Welt geliebt. Was Thomas Jefferson mit der städtebaulichen Idee des «Lawn» in die Welt gesetzt hat, war klares Gegengewicht zur Allmacht der Parzelle und gegen die Grenze als herrschendem eigentumsrechtlichen Prinzip. Ein weites Feld, hätte Fontane gesagt, diese Geschichte, die von Versailles bis zum Campus der University of Virginia, von der palladianischen Villa als Symbol und dem Tempel als Archetyp erzählt. Von all den Pathosformeln hat die Berliner Mall nicht weniger als die in Washington. Sie hat in ähnlich gegliederten Abschnitten, Querachsen und Teilräumen ihr Rotes Rathaus, die gotische Marienkirche oder den Lustgarten vor dem Alten Museum. Sie hat ein quasi-archäologisches Quartier oder ein postmodernes Skansen um die Nikolaikirche, und neuerdings ein artverwandtes «Schloss», womit man sich früheres Leben vorstellen kann. Die Mall ist von kommunistischen Großwohneinheiten gesäumt, die ein iranischer Emigrant nach konstruktivistischen Vorbildern konzeptionell hergeleitet hat und sie hat einen eigenen Stadt-Bahnhof und eine U-Bahn-Station Richtung Bundestag und Alexanderplatz und weiter gen Osten. Den Höhepunkt bildet ein Superzeichen der Technik, das irgendwie von Fliegen und Kreiseln erzählt. Anders als in Berlin wacht in Washington eine hochdotierte Kunstkommission über jeden neuen Eintrag ins heilige Terrain, das in einem stetigen Prozess ständig das Narrativ verändernd fortgeschrieben wird. Die Gestaltung des öffentlichen Raumes in Washington ist eine nationale Kunstübung ersten Ranges. Berlin stünde ein arbiter artium für seine sakrosankten Räume auch gut zu Gesicht.

Was wird man künftig SEHEN an diesem Ort, der historisch den Gründungsort und medial weithin vom Fernsehturm repräsentiert, nichts weniger als die Mitte von Berlin darstellt? Ob in Fernsicht oder aus der Vogelpers-

pektive, ob in den virtuellen Medien, beim Aufblicken vom Elfmeter-Punkt in der Wuhlheide oder beim Skaten auf dem Tempelhofer Feld: Dass man wirklich in Berlin ist, weiß man nie genauer als wenn man den Fernsehturm sieht. Was man zu Füßen des Fernsehturmes selber sehen wird und wie eindrucksvoll dieses Bild aus der Nah- und Untersicht künftig werden mag, das ist derzeit zur Gestaltung aufzugeben. Eine Riesenchance, auch weil sie das «Schloss» als Apotheose der Unterwerfung in Bann schlagen muss. Diesen gebauten Kniefall. Was sieht man denn heute und wie kann man es stärken? Je nachdem, wo man steht, breitet sich erst mal sehr viel Himmel über dem Ambiente aus. Alle anderen Bauwerke und auch die urbanen Geräusche sind auf Abstand gehalten, so dass man den Himmel hinter Baumkulissen mit Blicken abschreiten kann. Grüne Membranen, die äußerste Sorgfalt gebieten. Es gibt keine Skyline wie in anderen Metropolen und auch das Stampfen und Mampfen der Aircondition und Haustechnik in Bürotürmen fällt völlig weg. Noch wenig lenkt ab von dem Eindruck des Himmels, der wie ein Riesendisplay Sensationen sehr verschiedener Art reflektiert. Der Himmel über Berlin ist ein treuer Begleiter in einer Bilder-geschichte der Panoramen. Gärtners Blick von der Friedrichwerderschen Kirche, das Brandenburger Tor gegen den Sonnenuntergang, die Philharmonie oder das Frankfurter Tor sind allesamt wie für geflügelte Wesen gemacht. Victorien und Spatzen. Vorne Preußen Gloria und hinten die Ostsee. Vor allen an grauen Tagen, wenn der Nebel den Verkehrslärm schluckt oder bei Nacht, ist diese Stadtmitte eine Seepromenade, auf der man das Wasser rauschen hört und wo die Leute ihre Selfis machen: Hallo, ich bin wirklich hier. In Berlin! Das Sprudeln der Brunnen und Wasserspiele ist wichtig. Wenn man sich durch die grünen Vorhänge geschlagen hat, tritt ein Effekt ein, wie bei einem Wasserfall im Wald. Neptun persönlich spielt mit den Najaden. Wo New York seinen rauschhaften Times Square oder Paris die Place de la Concorde zum Dreh- und Angelpunkt städtischer Bewegungen nimmt, lädt Berlin zum entspannten Platznehmen am Wasser ein. Die Stühle von Achim Kühn waren frei beweglich, und sollten es auch

wieder sein. Disposable Space ist das Grundthema, Freizügigkeit und Muße. Rings herum wird gewohnt. Die landschaftliche Mitte Berlins ist mit den grünen Höfen der Stadt verwandt, das sei als Einzigartigkeit so dick wie möglich herausgestrichen. Der Berlin-Besucher oder der Stadtfleaneur können den Einwohnenden bei ihrem Sonntagsspaziergang begegnen. Hier ist mehr Alltag als Show. Man hat die Chance, ein Gespräch mit einem echten Berliner zu führen oder ein Schulkind nach seinem Namen zu fragen. Es ist ein dicht bewohntes Berliner Quartier, das seine Bedürfnisse hat, die in Zukunft noch besser zu befriedigen sind. Vor allem aber steht dort das Berliner Rathaus. Noch mehr als bei den anderen Bauten im Umfeld beruht seine Wirkung auf reinem Design. Seine Architektur ist so detailscharf und regulär, dass es durch die Hyper-Präzision wie entmaterialisiert wirkt. Ein Wunder bei seiner schieren Ausdehnung und Masse. Der kreisende Blick kann nirgend halt finden und kehrt daher immer wieder auf die betonte Mitte des Bauwerkes zurück. Schon was die Aufmerksamkeitsökonomie betrifft, ist das Rathaus also das wichtigste Bauwerk im Raum. Seine exzentrische Lage gibt die vielen Trapezformen vor, die Rauten und Rhomben, die die regulären Gliederungen unterlaufen. Die Marienkirche mit dem markanten Kielbogen als weisheitlicher Mudra beweist mit ihrem bronzene Turmaufsatz schon eine überraschende Neigung zur Innovation. Die Collage aus Feldstein, Backstein, Rüdersdorfer Muschelkalk erinnert an den Stoff, aus dem Alt-Berlin bestand. Neben dem vielen Wasser grüßt überall das Element Metall. Es wölbt sich über die S-Bahn, es gleist psychodolisch in der Sonne, ist am rückwärts gelegenen Hotel streng als Raster oder am Nikolaiviertel als bauchige Wölbung thematisiert. Die Schalen der Kugelaußenhaut sind als hyperbolische Paraboloiden geformt. Das ist geometrisch komplex, stärkt die Dominante als Bedeutungsträger und stellt einen großen Kontrast zu Langhans ambitionierter Neogotik dar. Op-Art wie von Vasarely. Regularität, die in Trance versetzt. Das ist nicht irgendein Funkturm, sondern eine Gestaltung, die von technischem Gelingen und Präzisionsarbeit bei Planung und Montage

spricht. Fehlt noch das Rot. Spätestens hier, in dem ultrahart gebrannten Ziegel, finden wir mit Ton, Stein und Erden ein weiteres Element, das für die Bautradition der Mark Brandenburg steht. Und unter dem Pflaster der Sand, um Sankt Marien die See. Feuer fehlt auch nicht. Unser Turm leuchtet und blinkt in die Nacht.

Was haben sich die Historiker doch aufgeregt, als sie aufdeckten, dass Gerhard Kosel im Zentrums Wettbewerb im Ersatz für das Marienviertel riesige Wasserbecken vorgeschlagen hat. Noch mehr Spiegel für Himmel, Lichter und monumentale Architektur. Als wäre das beim Blick aufs große Vorbild nicht völlig logisch. Kosel hatte bei Bruno Taut und bei Hans Poelzig studiert. Er nahm für die DDR den Nachlass von Taut entgegen und beauftragte die wissenschaftliche Aufarbeitung seines, von der Architekturgeschichtsforschung bis dahin völlig vernachlässigten, Werks. Durch die Arbeit von Kurt Junghanns wurde Taut in der Ägide Kosel zur festen Bezugsgröße der DDR-Architektur. Neben der Referenz auf Tauts Stadtkrone als Symbolisierung des sozialen Gedankens der Berliner Novembergruppe schloss sich Kosel vor allem dem wissenschaftlich definierten Konstruktivismus der ABC-Gruppe in Basel an, der von dem Triumvirat Hans Schmidt, Mart Stam und El Lissitzky geprägt worden war. Die Berufung von Hans Schmidt aus Basel stellt einen Dreh- und Angelpunkt der von Kosel eingeleiteten »großen Wend« im Bauwesen der DDR dar, die er in seiner Autobiographie »Unternehmen Wissenschaft« beschrieben hat. Auch wenn Schmidt lieber auch gebaut hätte, er wurde zum führenden theoretischen Kopf der DDR-Architektur und leitete, so unverzüglich wie zunächst insgeheim die Rehabilitation und kritische Aufarbeitung der Avantgarde und des Bauhaus ein. Durch Hans Schmidt persönlich vermittelt, gelangte das Werk von El Lissitzky in der DDR zur Erstpublikation. Seit 1957 warb die Bauakademie um den Nachlass von Hannes Meyer, korrespondierte mit Mies van der Rohe und legte Walter Gropius das erste von Karlheinz Hüter unter Leitung von Schmidt verfasste wissenschaftliche Werk über das Bauhaus zu Füßen. Im Dezember 1967 hat das Büro des Bauakademiepräsidenten Kosel die Druckfahnen des Buches nach Amerika geschickt, ehe die interne Zensur damit durch war. Es ist also in letzter Instanz das ZK-Mitglied Kosel gewesen, das parallel zur Forumsplanung, als Begleitforschung des Institutes für Theorie und Geschichte unter Hans Schmidt, die Rehabilitation des Neuen Bauens einleitete. Es ist ein arbeitsteiliger Vorgang, der im Widerspruch zum Westen, die revolutionären und sozialistischen Aspekte der Moderne seit Van der Velde betont. Die an der Bauakademie konzentrierte kommunistische Modernereforschung war zwischen Ost-Berlin, Venedig und Mailand koordiniert, weil Hans Schmidt die Fäden in der Hand hielt. Die Geschichtsforschung unter Schmidt und Junghanns ging zugleich Hand in Hand mit der stetigen Analyse der neuen Stadtkrone, die in den Händen von Bruno Flierl und den Weimarer Informations- und Gestaltungstheoretikern lag. Der Mann fürs Auge hieß Hans Schmidt. Er brachte auch die Kevin Lynch-Methodik ein. Auch was die begleitende Bauforschung und ständige Begutachtung durch die Theorieabteilung der Bauakademie betrifft, ist Ost-Berlins Stadtkrone also ein echtes Kind der Avantgarden, kein Wechselbalg.

Als das Ensemble zwischen Außenministerium und Alexanderplatz als die stadträumliche Krone und Dominante eines zentralen Achsensystems entsteht, ist das ästhetisch schon der dritte Ansatz der DDR, das Problem des Wiederaufbaus zu lösen. Gleich nach dem Krieg hatte ein Kollektiv von Architekten aus dem Widerstand um Selman Selmanagić und Reinhold Lingner eine hoch bedeutame strukturalistische und zugleich stadtlandschaftliche Antwort im Geiste von Bauhaus und Novembergruppe gegeben. Die wurde auf sowjetische Intervention dann abrupt durch jene moskowitzsche Version des Traditionalismus ersetzt, bei der die Geschichte Berlins die entscheidende Rolle spielte. Ironischerweise war das »Nationale Aufbauwerk«, in dem die Stalinallee entstand, vor allem mit Blick auf Westwirkung gemacht, weil man mit der Bauhausmoderne die nationalen Gefühle des Bür-

gertums nicht verletzen wollte. Stalinistische Architektur und eine wiederaufgebaute Staatsoper sollten für die Deutsche Einheit werben. Mit dem personellen Wechsel von Kurt Liebknecht auf Gerhard Kosel vollzieht sich auch der Austausch der Adressaten. Hatte man ersteren, der so bewundernswürdig pfiff, auch als »Kunstpfeifer« verspottet, weil er Architektur als Kunst begriff, so beginnt unter Kosels Ägide, aber wahrscheinlich forciert durch Edmund Collein, für die DDR endlich die Ära des industriellen Designs. Die »KuLiNaTra« (Kurt Liebknechts Nationale Traditionen) genannte Doktrin wurde in triumphalistischer Weise durch die industriegesellschaftliche Produktionsästhetik der Konstruktivisten abgelöst, die sich, gleich ob im Westen oder in der Sowjetunion, als gestalterische Phalanx der proletarischen Revolution begriffen hatten. Die Scheidung nach Ost- und Westmoderne macht hier keinen Sinn. Vielmehr ist es die architekturtheoretische Applikation der marxistischen Reproduktionstheorie, die den gesellschaftstheoretischen Charakter des jeweiligen Projektes der Moderne betont. Exakt zu diesem Zeitpunkt geht die verdienstvolle Initiative der Historiker, vor allem die von Karlheinz Hüter, Kurt Junghanns und Harald Olbrich ins Feld der generellen Ästhetik über. Das dritte Kapitel der DDR-Architektur kulminiert 1968 in dem von Intersubjektivität und universeller Verbundenheit geprägten, umweltpolitischen, marxistischen Architekturbegriff von Lothar Kühne. Der Generalbebauungsplan von Berlin/DDR, mit dem die Zentrumsplanung intensiv verwoben war, ist ein eindrucksvollstes historisches Dokument dieses Denkens. Die Architekten, die dieses Planverständnis entwickeln, gehen als Schüler tschechischer Professoren und ehemaliger Bauhäusler von einer längerfristig etablierten Tradition marxistischer Planungstheorie aus: Das gilt für den Berliner Stadtarchitekten Joachim Näther, der in Magdeburg und Weimar studierte, ebenso wie für die Absolventen der Kunsthochschule Berlin Weißensee, die wie eine Seilschaft bevorzugt ins Berliner Planungsamt nachrücken.

Die Stalinallee war innenpolitisch ein Fiasko gewesen. Die Gewerkschaften im Lande baten um Agitatoren, denn die Industriearbeiterschaft lehnten die neue Richtung völlig ab. Es kam zu Streiks gegen die altbackenen Möbelkollektionen. »Bitte, bitte keine Säulen. Wir wollen modern leben!« schrrieben auch Berliner 1959 genervt in die Besucherbücher des Zentrums Wettbewerbs ein. Die dritte städtebauliche Offensive hatte daher andere Prämissen und stellte vor allem die Balance zwischen analytischer Planungskultur, technischem Höhenflug der Moderne und monumentalen Architekturformen wieder her. Es ist ein Syntheseakt. Alle Flügel der Moderne sind eingebunden: Die europäischen Konstruktivisten wie die Virtuosen des Spannbetons unter Sanchez Arcas. In der Kantine der Bauakademie treffen sich Organiker und Kristalline. Es gibt ein paar konzeptuelle Architekten wie Werner Rösler oder Dieter Bankert, die Theorien entwickeln, die Aldo Rossi offensichtlich abschreibt. Vor allem aber wird der Industriebau zum ersten Mal beweisen, das ohne ihn bei der Reparatur der zerstörten Stadt überhaupt nichts geht. Es ist ein Planungsteam der Deutschen Post, das unter Gerhard Probst das wunderbar technoide und zugleich bionisch definierte zentrale Bauwerk errichtet, das man bald »Telespargel« nennt. Als eine der ersten wird Valentina Tereškova die Aussicht genießen, die erste Frau im All. Diese Geschichte der Emanzipation von der Widerspiegelungsästhetik der bürgerlichen Kunstperiode, hin zu einer arbeiterlich orientierten Produktionskultur von Raum ist in ihrer komplexen, wie wunderbar kooperativen Koordinierung noch lange nicht angemessen reflektiert. Die konstruktivistische Material- und Produktionsästhetik wird durch einen dezidierten Kunstwillen transzendiert. Die Historiker, die allein auf die stalinistische Episode der DDR-Architektur als authentischem Sonderweg fokussierten, haben in dem folgenden Kapitel nur die »Rückkehr« zum Mainstream der westlichen Moderne gesehen und drei Jahrzehnte der Weiterentwicklung komplett ignoriert. Banaler »Bauwirtschaftsfunktionalismus« war das deswegen aber noch lange nicht. Wir haben uns einfach noch kein ausreichendes Bild gemacht. Die Sechziger

Jahre der DDR sind keine »Fußnote« der Architekturgeschichte, sondern im Gegenteil auch international ein Höhepunkt. Sein vornehmster Ausdruck? Halle-Neustadt und der Freiraum unter dem Fernsehturm.

Wenn heute etwas der positiven Rezeption der von Ost-Berlin geplanten Stadtkrone Berlins im Wege steht, so ist es die Folge der grundsätzlichen Delegitimation des Staates DDR nach 1990. Wie auch im Fall der DDR-Literatur, die ja immer noch verlegt und gelesen wird, herrscht ein pauschales Urteil vor, das die einst viel rezipierten Werke in Bausch und Bogen und ohne Ansehen des Autors für minderwertig erklärt. Solange die Geschichte kriminalisiert wird, können die Inhalte, die bleibenden Werte der Kunst nicht thematisiert, geprüft und aufbewahrt werden. Gestern war Christa Wolf einen Nobelpreis wert, heute gilt ihr Schreiben fast als peinlich. So darf es offensichtlich auch nicht sein, dass die DDR innerhalb einer Dekade, als sie sich wirtschaftlich wie politisch auf der Höhe ihrer Entwicklung befand, mit den ihr gegebenen, technologisch und planungsmethodisch entfalteten Mitteln einer alternativen ökonomischen Theorie von der intensiv erweiterten, meliorierenden Produktion von Welt, eine so konkrete wie strahlkräftige Gestalt gesellschaftlichen Reichtums erfand, wie ihn die Berliner Stadtkrone darstellt. Was da gebaut wurde, war für den Moment kein »gebautes Staatsmärchen« mehr, wie Ernst Bloch in einer berühmten Auslassung die handgeschnittze Stalinallee glossierte, sondern es war nun gerade das, was Bloch selbst als gelingendes Handeln würdevoll fand. Im Unterschied zu allen sozialen Utopien der Vergangenheit als bloßem Wünschen und Träumen sah er die konkrete Utopie darin begründet, dass sie auf einem Wissen um Mittel und Wege beruht. Blochs »Utopie vom Umbau der Welt in Heimat«, Bruno Tauts Rede von der »Erde als guter Wohnung« korreliert mit dem, was Gerhard Kosel sein »Unternehmen Wissenschaft« und Hans Schmidt »seinen Vitruv« genannt hat. Nach ihren Erfahrungen in Magnitogorsk arbeiten sie in Deutschland nun auf praktischer, planungsmethodischer wie auf theoretischer Ebene an einer ersten versuchsweisen Systematik für eine industriegesellschaftliche Neuformatierung der Raumproduktion. Der Nachdruck, den sie auf Wissenschaftlichkeit legten, lief für die Konstruktivisten um Hans Schmidt von Anfang an darauf hinaus, der Architektur die besessene Geste des Demiurgischen streitig zu machen. Der Hauptfeind war der sozial verantwortungslose Künstler-Architekt, das »l’art pour l’art« -Prinzip oder der besonders skandalträchtige Satz, »Was kümmert mich, was ich gestern gemacht habe«. Für die ABC-Gruppe und Karel Teige war der Widerpart mit Le Corbusier ein Architekt gewesen, der seine Bauwerke wie Gemälde signiert, von Ökonomie aber nichts verstand, den DDR-Architekten jener Jahre, vor allem für Lothar Kühne, galt Hermann Henselmann Bildzeichen-Theorie als unterkomplex. Der proklamierte Gegensatz der konstruktivistischen Avantgarde zur »M-Kunst«, wie es Mart Stam genannt hat, zur Kunst des Imponierens, war immer der ideelle Gesamtarchitekt gewesen, das Kollektiv der Gestalter in einem langfristigen Prozess. Rem Koolhaas hat sie die moskowitzischen »Kollektivschwimmer« genannt, ohne zu erkennen, dass sich hinter dem anderen Architekturverständnis die auf Raumproduktion angewandte politische Ökonomie von Karl Marx verbirgt. Um in Koolhaas schöner Fabel zu bleiben: Die Berliner Stadtkrone erzählt davon, wie die einst aus der Berliner Schicklerstrasse, der MASCH (Marxistischen Arbeiterschule) nach Sibirien aufgebrochenen »Kollektivschwimmer« auf ihrem langen Weg um die Welt im heimischen Berlin Station machen und jenes Ensemble aus komplex verbundenen Gefäßen errichten, das seinen Ursprung in Lissitzkys parzellennegierend ausgreifenden Wolkenbügel hat. Die »ideale kommunistische Stadt«, so hatte es sich in den 60er Jahren bis Tokio und Montreal herumgesprochen, ist das ganze Gegenteil der bürgerlichen Selbstbezogenheit. Sie ist total vernetzt, metabolistisch, integrativ, infrastrukturell. Aber auch, wie Berlin zeigt, auf den Goldenen Schnitt hin konditioniert. Auf die klassischen, harmonisierenden Aspekte hat Gerhard Kosel besonderen Wert gelegt.



Die Stadtkrone

Bauen gilt im marxistischen Verständnis, namentlich bei Hans Schmidt, als ein kollektiver, Generationen übergreifender Vorgang, dessen Weisheit und Werdegang allein der Historiker überblickt. »History Builds the Town« bekräftigte von London her auch Arthur Korn, der die junge kommunistische Architektenschaft Berlins ausgehend von der MASCH in den Zwanzigern einst zu »Kollektiven für sozialistisches Bauen« organisiert hatte. Inmitten der »ausgebrannten Kultursteppe« (Hans Scharoun), die ihnen der Faschismus hinterlassen hatte, lag die grundlegende Alternative in planvollem Handeln und nachhaltigem Wirtschaften in einer landschaftlich entfalteten Stadt.

So kann eine Welt werden, in der nicht länger gestümpert wird. Ernst Bloch, der über seine Frau unmitelbar an die kommunistische Stadtplanung Berlins angeschlossen war, hatte diesen konkret umweltbezogenen Gestaltungsbegriff bereits 1946 recht eindrucksvoll beschrieben (»Marxismus ist *nicht keine Antizipation (utopische Funktion)*, sondern das Novum einer prozeßhaften-konkreten.« Diese »hat sämtliche Gegenstandswelten der menschlichen Arbeit für sich, es dehnt sich – wie in Erinnerung zu bringen ist und der Fortschritt zu zeigen hat – nicht minder in Technik und Architektur, in Malerei, Dichtung, in Moral wie Religion. […] jede zentrale Philosophie hatte und hat ein utopisches Fenster, worin eine Landschaft liegt, die sich erst bildet.« *[Freiheit und Ordnung*, EA 1946, Leipzig 1987, 189f.]) Die wahre Utopie sei ein Projekt, in das Männer und Frauen Arbeit einzahlen und darin ihren Überschreitungswillen materialisieren, ihre Sehnsucht nach Besserem, über die Gegenwart Hinausweisenden. Als ein planungsmethodisches Organ für das Neue, einem gegenständlichen Aggregatzustand des Heraufkommenden, als Dokument eines versuchten Weges und Inhalt einer bewussten Hoffnung. Schließlich sprach Bloch auch von »Heimat«, »jener unbetrügerlichen Kraft des Heimwehs: nicht nach der Stille des Bodens, fest gewordener Werke, falscher Dome« – oder betrügerischer Schlösser –, »ausgeglühter Transzendenz, in nichts mehr quellend, sondern nach der Lichtung unseres gelebten Augenblickes selber […]« (Ernst Bloch, *Thomas Münzer als Theologe der Revolution*, Gesamtausgabe Bd. 2, ergänzte Ausgabe von 1969, EA 1921, Frankfurt am Mai 1969, S. 228)

Das zwischen 1964 und 1976 geplante und in kürzesten Bauzeiten errichtete zentrale Ensemble um den



Die Stadtkrone

Fernsehturm stellt als geschlossenes stadtlandschaftliches Ensemble die Stadtkrone des dezidiert neu, nämlich grundrissverändernd wieder aufgebauten Berlin dar. Es ist vom Außenministerium bis hin zum Alexanderplatz ein Großprojekt gewesen, dessen bauwirtschaftliche, vor allem aber planungsmethodisch-kybernetische, rechnerische und technische Dimension einen monofunktionalen Flughafenbau auf der grünen Wiese um ein Vielfaches übersteigt. Es stellt sich weiterhin dar als ein konkretes Werk kooperativ verbundener wirtschaftlich-kultureller Produzenten, die dezidiert auch »nach Gesetzen der Schönheit formieren«. Darin ist der deutlichste Bezug zur Philosophie von Karl Marx gegeben, der aber mit dem gegebenen Denkmal selber eher recht plakativ aufgerufen wird. Dass aber nun die Statuen Marx und Engels das auf Revanche gebürstete Schloss im Rücken haben, ist eine bittere Pointe der Geschichte, die das Drama komplett macht. Das Ganze kann man mit Kurt W. Forster als Phänomen der Kunst betrachten. Als bildmächtiges Potenzial, im Raume die Zeichen der Zeit und der Geschichte zu sehen. Als Erbe. Noch ist es nicht völlig zu spät, Berlins Stadtkrone als ein unfassbar transzendentes Ereignis zu adoptieren. Ein zweites Objekt dieser Tragweite gibt es in der ganzen Welt nicht, weil der Raum hier wirklich einer weltbewegenden Idee von historischer Relevanz gewidmet war. Über den reinen Kunstwert des Raumes, ist aber auch die maßgeblich von Hans Schmidts Rechenarbeit geprägte Funktionalität, der alle Ehre und Sorgfalt gebührt. Egal, was immer auch der kunstgeschichtliche Flaneur empfinden mag, der im laufenden Wettbewerb problematisierte Raum ist ein ziemlich robustes Werk hoch integrierter und integrativer Alltagskultur dieser Stadt. Das ist der Moment, wo die symbolischen, rein künstlerischen und propagandistischen Absichten in den Hintergrund treten bzw. durch historischen Abstand vernachlässigbar geworden sind. Gerade ab dem Umschlagspunkt zur Lebenspraxis, hat das Ensemble den Anspruch, allein nach den unteilbaren Kategorien von Architektur behandelt zu werden. Es wird zur Aufgabe künftiger Baukultur, diesen Raum zu pflegen, ihn zu stärken und wieder zu beleben. Ganz nach seiner eigenen syntaktischen Gesetzlichkeit, seiner Morphologie und Materialität.

Als leistungsfähiger Stadtraum wie städtebauliches Meisterwerk der Moderne, ist unser Ensemble last but not least ein Werk von Architekten und Städtebauern, die



1960 eine kollektive Erfahrung von vierzig Jahren internationaler moderner Architekturentwicklung teilten. Diese reicht vom konstruktivistischen Interesse an Bionik über symbolische Turmbauten wie dem Wolkenbügel oder Tatlins Turm bis hin zu Großwohneinheiten nach tschechischem Vorbild, von den Stadtkronen Bruno Tauts oder den Festsälen von Hans Scharoun über die Superquadras von Brasilia und den Miesschen Einraum der Crownhall. Besonders die Remigranten kannten die Masstäbe Moskaus oder Pekings spezielles Verhältnis zum Himmel recht gut. Dass nun in Ost-Berlin nach trial and error eine echte Synthese entstand, ist kein Zufall. Nirgendwo sonst haben schließlich so viele Traditionslinien der Moderne ihren Ursprung gehabt, beginnend mit dem stadtlandschaftlichen Grün der hugenottischen Gärtner, bis hin zum avancierten Beton bei Max Taut. Die Architekten waren nicht Epigonen einer entfernten internationalen Entwicklung, sondern stellen, solange ihr traumhaftes Ensemble entstand, selbst einen Brennpunkt der internationalen Entwicklung dar. Die Italiener, viele Dänen und Franzosen waren damals nach eigenem Bekunden »geradezu süchtig« nach der DDR. Konnte man hier doch »die sozialistische Organisation der Raumproduktion« studieren und im Vergleich mit der eigenen Praxis erkunden, welche Systemvorteile des Sozialismus hat. Mit gutem Recht wurden Hans Schmidt und die DDR-Architektur für ihre Ensembleleistung 1973 als Helden der internationalen Abteilung der Mailänder Triennale gefeiert. Die DDR-Erfahrung ging damals in den manifesten Theoriebildungsprozess von Aldo Rossi ein, der bis heute virulent oder zumindest unerwidert ist. Das Ost-Berliner Zentrumsensemble stellt auch im theoretischen Diskurs einen originären und produktiven Beitrag zu der unteilbaren und sich universell entfaltenden Bewegung der Moderne dar. Einer Bewegung, deren innerer Antrieb die gelingende Kooperation und planetare Erfüllung der Menschheit ist. Empathie statt Entfremdung.

SIMONE HAIN untersucht als Planungshistorikerin gedachte Ordnungen von Welt und betrachtet die Architekturgeschichte als generationsübergreifenden Lern- und Konfliktverarbeitungsprozess. Promotion zur Geschichte des Funktionalismus an der Humboldt-Universität, wissenschaftliche Assistentin bei Bruno Flierl ebendort, 1990 als Leiterin der Abteilung für Theorie und Geschichte an der Bauakademie der DDR Begründung des Forschungsschwerpunktes Bau- und Planungsgeschichte der DDR mit den Wissenschaftlichen Sammlungen (heute IRS Erker), 2006 Gropius-Professor an der Bauhaus-Universität Weimar, 2006–2016 Institutsleiterin und Professorin an der TU Graz, mit Hartmut Frank Kuratorin der ifa-Ausstellung »Zwei deutsche Architekturen«, auf Welt-Tournee 2003–2017, 2021 am Fernsehturm Berlin.



# VOM ZENTRUM DER HAUPTSTADT ZUR BÜRGERSTADT?

ULRICH HARTUNG

## Stadtmitte umsteigen!

Auf einmal soll es ganz schnell gehen: Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen hat am 15. Januar den Freiraum-Wettbewerb für das Areal zwischen dem S-Bahnhof Alexanderplatz und der Schlosskopie an der Spree ausgeschrieben. Zeit für die Abgabe der Entwürfe in der ersten Phase war bis zum 9. März. Den Landschaftsarchitektinnen und -architekten blieben also nicht einmal zwei Monate, um die nachhaltige Gestaltung dieses großen Freiraums, des eigentlichen Berliner Zentrums, aufs Papier zu bringen.

Der Wettbewerb ist an der kritischen Öffentlichkeit vorbeigehuscht. Das war gewollt. Seine Vorbereitung, speziell die langwierige Bürgerbeteiligung, hatte nämlich ein eindeutiges Ergebnis gebracht: Bewohner wie ortsansässige Fachleute wollen den jetzigen Freiraum grundsätzlich erhalten. Dem konnten die Stadtentwickler im Senat keine eigene Vorstellung von modernen Stadträumen entgegenstellen. Also hielten sie den Ausschreibungstext bis zuletzt geheim, um ein internes Dilemma zu verbergen: weder den Kräften der Bewahrung des bedeutenden Bauensembles aus Alt und Neu noch den Verfechtern einer historistischen Überbauung wollte man nachgeben; Großinvestoren und ihre Bauten schieden hier (und nur hier!) aus – deshalb wird mit dem Wettbewerb wie mit einer Formalie verfahren, an die sich in der Zukunft niemand hält.

Worum geht es eigentlich in diesem Raum, der einst den Mittelteil des mittelalterlichen Stadtkerns von Berlin bildete? Was ist hier nach dem Krieg geschehen? Wer entschied über Abriss oder Erhaltung des stehen gebliebenen; wer entwickelte die Raumvorstellungen, die neuen Bauformen; wessen Ideen flossen in die Gestaltung ein? Was war das Andere, Moderne an den neuen Raum, und warum musste er bis heute viele Eingrenzungen, Verhunzungen und Einschnitte erleiden? – Der jetzige Zustand des Zentrums hat Ursachen; sie müssen geklärt, die dafür Verantwortlichen benannt werden. Eine Übersicht über die Geschichte des Zentrums, die der Zerstörungen und des Neuaufbaus, kann historisch Fernliegenden etwas klarer machen.

## Verlust der Mitte?

Der Neuaufbau im Berliner Stadtzentrum wurde erst durch die Zerstörungen des zweiten Weltkriegs möglich. Diese einfache Tatsache besagt aber noch wenig über den Zerstörungsgrad einzelner Gebäude und Straßen; sie beantwortet nicht die Frage, ob der Umfang der Schäden die Neuordnung des Raums zwingend erforderlich machte. Um diese zu klären, ist es günstig, den Blick über das Wettbewerbsgebiet hinaus zu weiten.

In der Endphase des Kriegs überlagerten sich die Zerstörungen durch die Luftangriffe mit denen der Häuserkämpfe, als die Sowjettruppen die Hauptstadt eroberten. Besonders furchtbar waren sie an den Ausfallstraßen nach Osten und um die Verteidigungsnester im Regierungsviertel, den Reichstag und die Reichskanzlei. Erst in den letzten Apriltagen wurden viele Zentrumsbauten zerrümmert. Ein Luftbild vom 22. März 1945 aus Benedikt Goebels Buch «Mitte!» kann deshalb nicht das ganze Ausmaß der Zerstörungen im Stadtkern zeigen. So war hier Alt Cölln auf der Spreeinsel nur beschädigt, und das Viertel nördlich und östlich des Alexanderplatzes lag noch nicht in Trümmern; in der historischen Neustadt standen ausgebrannte neben erhaltenen Häusern, und das Rote Rathaus war nur teilzerstört. Es wurde erst am 30. April, als Hitler Selbstmord beging, erobert.

So weisen die Schäden und Verluste im Innenstadtbereich ein spezifisches Bild auf: Hatten die Bombardements südlich der Spree und im alten und neuen Westen ganze Viertel vernichtet, waren dagegen die Außengebiete aus der Kaiserzeit, Prenzlauer Berg und Teile von Kreuzberg, weitgehend erhalten geblieben. Das alte Berlin hebt sich demgegenüber als Zone einer starken, aber kleinteiligen Zerstörung heraus; Goebel nennt die Zahl von 74 Prozent der Bauten des Vorkriegsbestandes, die als nicht wiederherstellbar galten. **Abb 1** Die Bilanz der Zerstörungen in der Berliner Innenstadt ergibt eine differenzierte Aussage. Überfällig ist jedoch eine Untersuchung der Schäden in allen Stadtgebieten nach Umfang und Qualität, die sie zu den Kriegsfolgen in anderen deutschen Großstädten ins Verhältnis setzt. Sie böte zudem eine Grundlage dafür, die Aufbauleistungen in Ost und West gerecht zu bewerten.

Bereits wenige Jahre nach Kriegsende überlagerten jedoch politische Bewertungen die nüchterne Schadensberechnung. Im Ostteil Berlins, seit 1949 Hauptstadt der DDR, betonten die offiziellen Stimmen das Ausmaß der Vernichtung. Ganz Berlin sei ein «Trümmermeer», fast alles «in Schutt und Asche gesunken»; ähnlich klang es, wenn die Stadtforscherin Waltraud Volk behauptete, das

Zentrum von Dresden sei restlos zerstört gewesen. In dem Bildband «Bauten unserer Tage» von Chefarchitekt Roland Korn und Klaus Weise hieß es 1985: «Der vom Faschismus entfesselte Krieg hatte Berlin zu einem zweiten Karthago gemacht». Dass Berlin, ähnlich wie Potsdam, Leipzig und Rostock, weniger stark «zerstört» war als Dresden und Magdeburg, die furchtbar getroffenen Großstädte auf DDR-Gebiet, und wie Frankfurt am Main und München geringer als Hamburg und Köln, wird bis heute nur ungenau festgestellt.

Die Trümmerlandschaft stand in ganz Berlin für ein historisches Finale. Es wurde aber bald zwischen Ost und West darüber gestritten, ob sie der Ausgangspunkt für die sozialräumliche Gliederung einer neuen Gesellschaftsordnung oder für die sozial-strukturelle Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft war. In West-Berlin fanden sich die maßgeblichen Kommentatoren eher in der Absicht zusammen, die praktischen Folgen der Zerstörung geringer zu werten als die moralischen. Trümmerlyrik gab es auch dort, doch zugleich die Tendenz, das Ausmaß und die Verbreitung der Schäden herunterzuspielen, vor allem der im alten Zentrum.

Das lässt ein Stadtplan erkennen, «Berlin in der Tasche», ein Knickplan, der 1948 oder 1949 im Verlag des Druckhauses Tempelhof, eines Ullstein-Nachfolgers, erschien. **Abb 2** Der gut gedruckte Plan verwendet eindeutig Vorlagen aus der Vorkriegszeit, in die nur die nötigsten Änderungen an Platz- und Straßennamen, an Standorten öffentlicher Einrichtungen eingetragen sind. Auf dem Doppelblatt mit dem Zentrumbereich des Ostens und des alten und neuen Westens heben sich die «überwiegend zerstörten» Bereiche und Gebäude lediglich in einem versöhnlichen Lehmgelb von den dunkleren «überwiegend benutzbaren», in einem Braun-Orange gehalten ab. Das gilt allein für die Zentren: nur in den Innenstadtplänen von Berlin und von Potsdam sind die Zerstörungen überhaupt ausgewiesen.



Dieses Verdrängen der Nachkriegswirklichkeit machte nur die äußerliche Seite einer Mentalität aus, die die Ergebnisse des Krieges ebenso wenig tolerieren oder gar akzeptieren konnte wie seine Ursachen. Darauf einigte sich das verbliebene Berliner Bürgertum. (Das jüdische war ermordet oder vertrieben; das Industrie-Kapital hatte sich größtenteils nach West-Deutschland abgesetzt.) Es litt an der Preisgabe kleiner und großer Machtstellungen an die Nationalsozialisten wie an den Folgen, den Zumutungen der Besatzungsherrschaft, die seine wohlverworbenen Rechte nicht durchweg wahrte. Ihm erschien der Verlust an Bestimmungsgewalt nach dem «Zusammenbruch» des Naziregimes ebenso schicksalhaft wie der eigene Anteil daran: Man hatte sich mit Verlierern eingelassen, die weder unauffällig zu töten noch selber anständig zu sterben wussten, Leuten ohne jegliches Stilgefühl. Im Ergebnis war man Barbaren ausgeliefert. So sahen sich Klein- und Großbürger in der Rolle tragischer Helden, als letzte Träger einer untergehenden Kultur.

Für sie alle sprach in 1948 geschriebenen, vom Dichter zurückgehaltenen, aber 1962 in der «Bild-Zeitung» veröffentlichten Versen

## GOTTFRIED BENN

### BERLIN

Wenn die Brücken, wenn die Bogen  
von der Steppe aufgesogen  
und die Burg im Sand verrinnt,  
wenn die Häuser leer geworden,  
wenn die Heere, wenn die Horden  
über unseren Gräbern sind,

Eines lässt sich nicht vertreiben  
dieser Steine Male bleiben  
Löwen noch im Wüstensand,  
wenn die Mauern niederbrechen  
werden noch die Trümmer sprechen  
von dem großen Abendland.

Die Trauer um die Vernichtung von Brücken, Bogen und Burgen wirkt schon fast postmodern; jedenfalls kehrt sich der Glaube an die Trümmer als Zeugnisse einer großen Vergangenheit paranoid gegen jedes Zukunftsversprechen. Erst später wurde das Pathos der Modernität in die daraus entwickelte Abendland-Ideologie eingebaut. Anfangs, bis ca. 1952, kamen die West-Berliner Ideologen noch fast ohne Moderne aus: Das «Schaufenster der freien Welt» stilisierten sie schlicht zur Bundeslade einer innerweltlichen Religion. Für den neuen Zentralbegriff, die «Freiheit», gab es noch keine gebaute Form. Allein das Wohnhochhaus am Innsbrucker Platz symbolisierte die Leistungen beim Wiederherstellen von Wohnhäusern. Neben allerhand Geschäften ragten, strenger gefasst, die ersten Neubaukörper empor, meist Wiederaufbauten großer Häuser aus Kaiser- und Nazizeit. Sie ließen in ihrem feierlichen Ernst nichts von den inneren Konflikten ihrer Erbauer erkennen. Die unvermeidlichen Aggressionen richteten sich auf die Gegenseite. Schnell waren die Klagen in Anklagen gewendet, die sich speziell gegen den Abriss des Berliner Schlosses 1950/51 wandten.

Der Gegner im Osten konnte in der Folge tun, was er wollte; er war in jeden Fall als Kulturbabar ins Unrecht gesetzt. Dabei fühlten sich Bevölkerung und Führung in der Abwehr eins – eine moralische Einheit, die sogleich mit dem Gütesiegel der Demokratie versehen und der anderen Stadtseite als Ideal aufgedrückt wurde: Sie durfte keine eigenen Neubau-Intentionen hegen, sondern hatte sich bloß als Denkmalpfleger am guten Alten zu betätigen, was nichts Anderes hieß als die totale Selbstaufgabe zu verlangen.

Die bis heute erhobenen Anschuldigungen gingen an den drängenden Fragen des Wiederaufbaus oder Neuaufbaus im Zentrumsgebiet zwischen Alexanderplatz und

Spree vorbei. Hier wechselten sich die Reste wertvoller alter Häuser mit jüngeren historischen Geschäfts- und Verwaltungsbauten ab, die den Krieg auf Grund ihrer stabileren Konstruktion oftmals besser überstanden hatten. So ließ sich die Frage, wann ein Bau so zerbombt oder zerschossen war, dass er abgetragen werden musste, nur nach einer pragmatischen Mischung aus praktischen und denkmalpflegerischen Erwägungen entscheiden. Im Ergebnis entstand ein Durcheinander von breiten Baulücken oder ganzen Freiflächen, die stehen gebliebene Vorder- und Hinterhäuser von Einzelbauten aus fünf Jahrhunderten unterbrachen. Selbst das erhaltene Straßennetz wirkte hier kaum mehr als Ordnungsbild, sondern stärkte noch den Eindruck einer absurden «Anordnung» zufälliger Überbleibsel. Angesichts dessen stand nur eins fest: Alles und jedes Haus so wiederaufzubauen, wie es stand oder zuvor gestanden hatte, war nicht nur technisch und ökonomisch unmöglich, sondern auch gar nicht wünschenswert.

Das gesamte Stadtgebiet von alt Berlin galt im kulturhistorischen Rückblick als uneinheitlich bebaut, als unharmonisch und damit als im Ganzen wenig wertvoll, und das schon seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts. 1931 hatte es in einem Programm für die Studienreisen zur Internationalen Konferenz für das Baugewerbe (22. bis 26. Juni) zu «Berlins Stadtbild» geheißen: «Berlins architektonisches Gesicht ist nicht einheitlich. Das historische Werden zeichnete sich in seinen Bauten auf, wie in allen Städten ununterbrochener Entwicklung.» und «Die neue Zeit sucht nun neue Wege der Baukunst. Zunächst verwirrt sie das Gesamtbild noch weiter. Häuser «neuerer Sachlichkeit» schieben sich zwischen historische Bauten der Altstadt, auch in den Vororten wird das Gemisch der Stile leider noch schlimmer. Einheitliche Bilder sind nur dort entstanden, wo auf größeren Flächen neue Wohnsiedlungen und zusammenhängende Industrieanlagen gebaut werden konnten». Wertgeschätzt wurden Einzelbauten aus der Vergangenheit, doch ebenso die Komplexe des Neuen Bauens, weil sie «einheitliche» Stadtbilder erzeugten. Im Aufbauprogramm des Ost-Berliner Magistrats vom Sommer 1949, als an sechs Schwerpunkten der Wiederaufbau und auch Neubau begann, nahm die Wiederherstellung von Wohnblocks der Moderne einen großen Raum ein.

Dass an der Negativ-Bewertung des alten Stadtzentrums nach 1950 festgehalten wurde, traf die dort verbliebenen Gebäude hart. Historische Bauten wurden nur im Lindenforum in der Friedrichstadt als Ensemble erhalten; ansonsten blieben nur einzelne große Baudenkmäler sowie kleinere Erinnerungsstätten in den Seitenstraßen vom Abbruch verschont. In diese Zeit fallen immerhin der Aufbau und die Erweiterung des Palais Podewils als Jugendklubhaus und die Instandsetzung von Kirchen und einigen Bürgerhäusern. Das Rote Rathaus baute man 1951-1955 denkmalpflegerisch wieder auf, nach Entwürfen von Fritz Meinhardt, der später, Mitte der 1960er Jahre, für den Wiederaufbau des Alten Palais und die «Rekonstruktion» des Gouverneurshauses Unter den Linden verantwortlich zeichnete. **Abb 3**



Als nach 1951 die «Aufnahme und kritische Verarbeitung der wertvollen nationalen Traditionen in der Baukunst» gefordert wurde, konnten dies Denkmalpfleger als Stärkung ihrer Positionen verstehen. In einem Buch zu «Berlins Bautradition» verlangte Hans Muther, die unter Schutz gestellten alt Berliner Bauwerke in die Pläne zur Neugestaltung des Stadtzentrums einzubeziehen und insbesondere die Größenverhältnisse zu beachten. Sein Text stammte vom Mai 1955 und kam damit für eine umfassende historistische Konzeption bereits zu spät; einige der Baudenkmale in der beigefügten genauen Karte wurden nicht wieder aufgebaut oder später abgerissen, vor allem die, die der Zentralen Achse im Weg standen. **Abb 4** Merkwürdig ist das Schicksal des restaurierten Fachwerkhäuses mit der «Raabe-Diele» in der Sperlingsgasse 10, das noch 1963 als Altberliner Gaststätte beworben wurde und erst der Neugestaltung des Quartiers in der Mitte der 1960er Jahre zum Opfer fiel. – Zu einer genaueren Bilanz des Wiederaufbaus gehören ebenso die Warenhäuser in den Behrens-Bauten am Alexanderplatz und in der Rathausstraße, die der früheren Königstraße in den Nachkriegsjahren trotz aller Baulücken den Charakter einer Einkaufsstraße zurückgaben. **Abb 5**



## Zentrum der Moderne

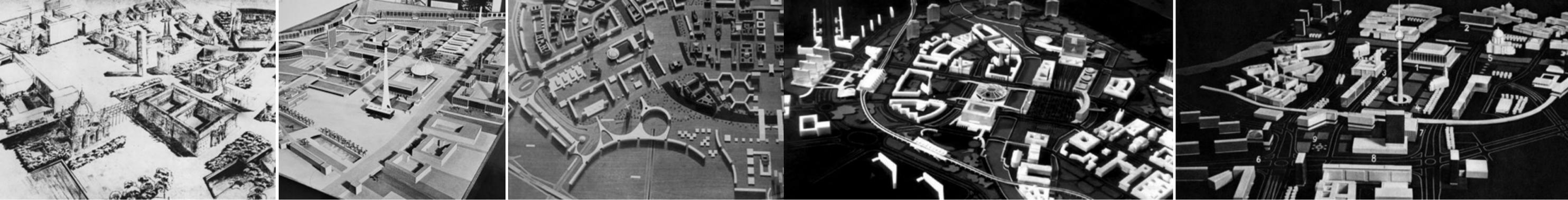
Die Entstehungsgeschichte des großen zentralen Freiraums in der Stadtmitte ist die der Entwicklung von Raum- und Funktionskonzepten, welche von den Vordenkern der städtebaulichen Moderne Anregungen empfingen und diese kreativ auf die konkrete Situation übertrugen. Im Ergebnis lässt der Raum zwischen Alexanderplatz und heutigem Schlossplatz die Prägungen durch die Architekturformen des Internationalen Stils ebenso erkennen wie deren Abwandlung zum Ortstypischen; er besitzt, wie alle Beispiele moderner Ensembles in Europa und der Welt, Internationalität wie Regionalität. – Dem gegenüber erweisen sich die Historiker als mentale Provinzler, die wie Peter Müller vor allem auf die Entwicklungsgeschichte des «Zentralen Gebäudes» abheben, die Raumkonzepte aber sämtlich ins Lächerliche zu ziehen suchen und damit auch die Entwicklungsschritte der Gebäudelösungen verfehlen. Ihnen ist der Beitrag Roman Hillmanns zu dem 2015 erschienenen Sammelband «Freiraum unterm Fernseherturm» entgegenzuhalten. Hillmann bezog die Dimensionen des Raums erstmals auf die ganze Stadt und arbeitete so wesentliche Spezifika der ihn bildenden Bauten heraus.

Am Beginn der Planungsgeschichte stand die Festlegung im 1946er «Kollektivplan», das Gebiet der Friedrichstadt um die Linden als eine historische Raumeinheit zu bewahren und damit von dem – wie auch immer zu gestaltenden – Berliner Zentrum abzuheben. Darauf basierten 1949 noch die ersten Wiederherstellungen am Lindenforum. Inzwischen hatte es 1946-1948 ein städte-

[1] BLICK VOM RATHAUS AUF DIE TRÜMMERLANDSCHAFT, NACH NORDWESTEN, 1951 · [2] STADT-ATLAS=BERLIN IN DER TASCHÉ 1948/1949, BL. 6 U. 7 AUSSCHNITT

[3] RATHAUS UND RATHAUSSTRASSE NACH DEM WIEDERAUFBAU, VON SÜDWESTEN UM 1957

[4] STÄDTEBAU- UND BAUDENKMALE IM BEZIRK MITTE, PLAN VON 1955 · [5] ALEXANDERPLATZ, BLICK IN DIE RATHAUSSTR. UM 1963



bauliches Interregnum gegeben, verursacht durch die Herrschaft der West-Berliner SPD nach den ersten Wahlen. Deren Versuch, ein eher reaktionäres politisches Programm auf ganz Berlin zu erstrecken, dokumentiert sich in zwei Zentrumsplänen, einem monströs-monumentalen von Richard Ermisch und einem «behutsamen», beide von Benedikt Goebel in seinem Buch «Mitte!» abgebildet.

Städtische Modernität kam in die Planungen erst mit Richard Paulicks Vorschlag für ein «Forum der Demokratie» vom 26. Juli 1950. In einer Art Widerstandsaktion ist hier der Abriss des Schlosses, bis auf die Kuppel und den Apothekerflügel, verhindert; als zentraler Platz wird ein rechteckig gefasster Raum zwischen Rathaus und Dom vorgestellt, umgeben von Scheibenhochhäusern der Moderne und vom Turmblock des Denkmals für die Internationale Föderation der ehemaligen politischen Gefangenen überragt. **Abb 6** Der Remigrant Paulick legte darin ein politisches Bekenntnis ab. Zugleich zeigte sich in der Komposition aus freistehenden Baukörpern und ihrer plastischen Inszenierung in den gegebenen Räumen zum ersten Mal jene Spannung zwischen Internationalität und Ortsbezug, die die weiteren Planungen charakterisierte.

Der Vorschlag Paulicks wurde verworfen, zugunsten der «Idee» einer zentralen Achse, verkündet durch Walter Ulbricht auf dem 3. SED-Parteitag. Sie führte zum genauen Gegenteil seiner Überlegungen: das Schlossareal nahm nun ein großer Demonstrationsplatz ein, politisches Zentrum der Achse, die die Stalinallee im Osten mit dem Alexanderplatz und diesen, durch das Altstadtgebiet gezogen, mit der alten Schloss-Achse Unter den Linden in Richtung Westen verbinden sollte. Die weiteren Planungen des Architekten, für die Stalinallee und für andere Städte, erläutert das Katalogbuch zur aktuellen Paulick-Ausstellung, in dem nachzulesen ist, wie er sich mit dem Entwurf für ein symmetrisch aufgetürmtes Hochhaus am Zentralen Platz zur Annahme der «Nationalen Traditionen» verstand und welche Bezüge zu seinem Wiederaufbauplan für das Lindenforum mit der Staatsoper ihm dabei vorschwebten. – Danach versuchten sich Andere an diesem Zentralbau der DDR, ebenso erfolglos, bis die Partei- und Staatsführung, beraten durch die Bauakademie, am Ende der 1950er Jahre die Vorstellung einer historisch reichen Architektur, nicht

aber die «Idee» einer massiven Hochbau-Dominante in der Achse der Linden aufgab.

Ein internationaler Wettbewerb, ausgeschrieben im Herbst 1958, sollte das Problem klären. Er verlangte eine Komposition für das Gesamtgebiet des Ost-Berliner Zentrums, einschließlich der Friedrichstadt, doch blieb der Hochbau am Marx-Engels-Platz der Dreh- und Angelpunkt der Gestaltung. Das wusste Hermann Henselmann, der sich als Chefarchitekt der Hauptstadt nicht offiziell am Wettbewerb beteiligen konnte, aber doch seiner Partei und sich selbst «einen Dienst erweisen» wollte.

Er kombinierte für den Entwurf außer Konkurrenz seine Kompetenzen und einen gewissen Forschergeist. Während er die Friedrichstadt mit weiten Freiräumen und Hochhäusern in den Blickachsen in ein preußisches Brasilia verwandelte und die das Zentrum umfahrenden Autobahnen mit geschwungenen Passerellen und Scheibenbauten à la Oscar Niemeyer und Affonso Eduardo Reidy gliederte, hielt er den Mittelteil der zentralen Achse streng rechteckig und symmetrisch. An beiden Seiten fassten ihn Wohnblocks mit Ladenpavillons ein, nach den gerade bestätigten Entwürfen für die Fortsetzung der Stalinallee bis zum Alexanderplatz. In die Mitte dieses axialen Raums stellte Henselmann zum Platz hin ein breitgelagertes Einkaufszentrum; es folgte an der Marienkirche eine Art Traditionsinsel, von der die zentrale Baugruppe auf der Achse abstach: an der Spandauer Straße der hoch aufgeständerte Saalbau für die Volkskammer, eine Art Raumschüssel, dann, mit symmetrischen Seitenbauten einen Hof bildend, ein breiter Querriegel, und jenseits der Spree am Marx-Engels-Platz der Fernsehturm mit der vorgelagerten Ehrenhalle. **Abb 7**

Die Komposition dieser Gebäudegruppe übernahm er aus einem der berühmtesten Ideenentwürfe der Avantgarde, dem Plan für die öffentlichen Einrichtungen in der «industriellen Stadt» von Tony Garnier. **Abb 8** Die 1904 bis 1917 entstandenen Zeichnungen waren 1932 veröffentlicht und damit Kreisen der Avantgarde wieder bekanntgemacht worden. Mit dem Turm an der Hauptverkehrsstraße, dem Zentralbau und seinem ausgebreiteten modernistischen Vordach, dem Querriegel und dem halb offenen Hof, abgegrenzt von einem weiteren Gebäuderiegel, entspricht die zentralen Baugruppe auf der Querachse

der Stadt der des Henselmann-Entwurfs für Berlin. Gestalttypologisch ist die Grundbeziehung der vier Hauptelemente dieselbe, doch Abfolge und Gestalt der Baukörper wandelte Henselmann ab. Er kontrastierte die Baukörper stärker, fasste die Fassaden der Großbauten flächiger auf; aber gerade an dieser Modernisierung fällt die Aufnahme eines «Motivs» von Garnier auf, der Rundfenster auf den Flachdächern. **Abb 9**

Dem möglichen Vorwurf eines Plagiats konnte Henselmann begegnen, denn sein Turm war als Fernseh- und UKW-Turm funktionell bestimmt und funktionierte tatsächlich am besten in der Mitte der Stadt. Aber auch die Form des Turms mit seiner Kugel konnte er einem anderen Entwurf entnehmen, dem von Jean Faugeron im aktuellen Hauptstadt-Wettbewerb, veranstaltet von der anderen Stadtseite. Ein weiteres Vorbild für seinen Fernsehturm hatte er längst vor Augen: Seit 1955 stand auf dem Strausberger Platz eine Werbesäule der DDR-Lufthansa, die als einfache Säule mit Kopfplatte eine Weltkugel balancierte, von der der Kranich aufflog.

Von Henselmanns Gestaltungsidee nahm man nur die «einheitliche» Raumbegrenzung des Mittelteils der Achse zwischen Marx-Engels-Platz und Alexanderplatz auf. Er selbst wurde zur «schöpferischen Selbstkritik» gezwungen und produzierte bis 1962 zahlreiche Varianten eines Zentralgebäudes mit Turm, so streng abgeschirmt von der öffentlichen Planung, dass erst Peter Müllers Forschungen sie wieder ans Tageslicht brachten. Zur Auswertung des Wettbewerbs von 1958-1959 gehörte jedoch die eines Entwurfs von Alexander Iwanowitsch Naumow, zusammen mit Sergej Borissowitsch Speranski und anderen Architekten von «Lenprojekt» aus dem damaligen Leningrad. Der Entwurf setzte einige Monumentalbau-Motive aus seiner Herkunftsstadt für die Planung ein, während die Außenseiten der axialen Komposition durch freie Staffeln von Hochhäusern räumlich geöffnet wurden. **Abb 10** Er muss die Planer und auch die Entscheider beeindruckt haben, so nachhaltig, dass sich ein Ergänzungsvorschlag für den Bereich des Zentralgebäudes von 1970 nochmals auf ihn bezog.

Inzwischen galt es eine Gesamtkomposition für den Zentrumsraum zu finden, die die bisherigen Einzelfestlegungen integrierte und zugleich ein modernes Verkehrskonzept aufwies, das es ermöglichte, den Alexanderplatz durch eine Größenausweitung nach Nordwesten in den Raum einzubinden. Dieses Problem löste ein Planmodell der Stadtarchitekten Hans Gericke und Peter Schweizer vom Frühjahr 1960, entstanden unter Leitung von Joseph Kaiser, der, nachdem Paulick als Berater verdrängt worden war, als der einflussreichste Architekt dieser entscheidenden Planungsphase gelten muss. Außerdem stand die Entscheidung über den Bau des Fernsehturms an. Er wurde nach langen Beratungen 1964 auf den baugrundtechnisch wie auch wirkungsästhetisch günstigsten Standort vor dem Bahnhof Alexanderplatz, in der Mitte der Achse, versetzt. Als das Präsidium des Ministerrats als oberste Fachinstanz am 28. September 1964 den Bebauungsplan für das Stadtzentrum bestätigte, war die Raum-Komposition festgelegt, nach der, vom Zentralgebäude abgesehen, das gesamte Zentrumsgebiet der Hauptstadt bis 1973 ausgeformt worden ist. **Abb 11**

Der Zentrumsraum wurde ab 1966, mit dem Beginn am Alexanderplatz, und ab Herbst 1967, mit dem Bau der Komplexe an Rathausstraße und Karl-Liebknecht-Straße realisiert, nach Studien von verschiedenen Entwurfskollektiven, koordiniert vom neuen Chefarchitekten Joachim Näther. – Was charakterisiert ihn? Zum ersten sind hier die Dimensionen der Raumbereiche um den Fernsehturm zu nennen, die den Begriff «Groß-Berlin» in der Form eines städtischen Forums erlebbar machen. Mit seiner Realisierung wurden die Raumgrößen des Stadtzentrums mit der Ausdehnung der Gesamtstadt im 20. Jahrhundert harmonisiert, und die hohen Bauten des Fernsehturms und des Hotels «Stadt Berlin» markieren seinen Ort in der Stadtsilhouette. Es erweist sich als gestaltetes Ergebnis einer realen Entwicklung, den Aufstieg Berlins reflektierend.

Dies geschah aber nicht nur quantitativ. Mit der Gliederung des Zentrums in Raumbereiche, die funktionell differenziert sind, ohne Bauaufgaben exklusiv zuzuweisen, erhielt es eine rationale Ordnung. Die verlängerte Karl-Marx-Allee, der Alexanderplatz, der Raum um den Fernsehturm, der Zentrale Platz und die «Linden» mit ihren historischen und neuen Bauten zeigten: Ziel der modernen Planer war nicht einfach die Trennung, sondern die sinnvolle Aufgliederung und Zuordnung der Funktionen. Diese entstand weniger aus einer selbstständigen Planungsideologie als aus den Nöten des städtischen Lebens und Arbeitens im Industriezeitalter.

Damit ist die Frage nach dem Ort in der Geschichte angesprochen, den das Zentrumsensemble einnimmt. Es verkörpert sicherlich die Konzentration der Macht in den Händen einer Staatspartei; nur ist mit der Feststellung nicht geklärt, zu welchen Zwecken diese ihre Macht gebrauchte. Ein Blick auf die Funktionsaufteilung macht deutlich, dass der Hauptteil des Ensembles aus Wohn- und Beherbergungsbauten mit Läden, Kaufhäusern, Gaststätten und Ausstellungsbauten, versammelt um das Berliner Rathaus, bestand, dass sich der staatspolitische Bereich auf den Marx-Engels-Platz konzentrierte und dass hier die Staatspartei SED auf eine Selbstdarstellung in einem Monumentalbau verzichtet hatte. Architekturhistorisch lässt das Ensemble seine Bedeutung als ein Zeugnis der Wieder-Aneignung der Moderne erkennen – nachdem die stalinistisch-hierarchischen Denkmuster sie über

Jahre hinweg dem liberalen Bürgertum zur Auswertung überlassen hatten, wurde sie nun in eigenständig abgewandelten Formen aufgenommen.

Mit dieser Rückkehr-Bewegung verband sich die Aufnahme von Planungs- und Gestaltungskonzepten aus der «klassischen» Zeit der Moderne. Die überraschende Ähnlichkeit eines Entwurfs von Ludwig Hilberseimer für den Berliner Zentralbahnhof am Spreebogen **Abb 12** mit der Ansicht des Ensembles an Liebknecht- und Rathausstraße und dem Bahnhof Alexanderplatz in der Mitte wirft ein Schlaglicht auf solche Bezüge. Weiter gilt es die offenkundige Tatsache festzuhalten, dass sich die äußere und innere Erscheinung des Palasts der Republik, sein ganzes «Finish», der Wertschätzung der repräsentativen Bauten Ludwig Mies van der Rohe aus den USA der 1950er Jahre verdankte. Der Architekt des kleinen Erinnerungsmals an dessen Denkmal für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht auf dem Zentralfriedhof in Friedrichsfelde war Günther Stahn; noch kaum bekannt ist der Einfluss der Architektur von Alvar Aalto auf Stahns Entwürfe, auch für das Nikolaiviertel. Die anregende Wirkung von freitragenden Faltdachbauten der frühen 1960er Jahre auf die Form der Fußwabenbauung des Fernsehturms muss noch erforscht werden.

Die Studien und Projekte für die Raumbereiche des neuen Zentrums entstanden nicht abgekapselt von den internationalen Bestrebungen der Zeit. Dazu gehörten Versuche, sich mit Formen und Materialien stärker auf die gebaute Umgebung im Sinn eines «Environments» zu beziehen. Die Architekten nannten in der Zeitschrift «Deutsche Architektur» vom Juni 1968 das Rote Rathaus und die Behrens-Bauten am Alexanderplatz als Anregungen für die Klinkerverkleidungen an Aufzugstürmen und Giebelscheiben und die «Kunststeingewände mit plastischer Verformung»; sie bekundeten ihren Willen, «ein emotional wirksames Beispiel einer standortbezogenen Architektur zu schaffen». Das mag angesichts der Dimensionen der Räume und Bauten verwundern, doch war es nicht weit hergeholt: der Chefarchitekt Joachim Näther kam aus Rostock und hatte dort die ersten Versuche mit solchen Material- und Formweisen miterlebt. Über Formbezüge hinaus ging die Standortwahl für einzelne Bauten: das «Haus des Lehrers» am Alexanderplatz ent-

stand nahe dem Ort des zerstörten Lehrervereinshauses, das Centrum-Warenhaus wurde gegenüber dem alten Warenhaus Tietz deutlich zurückgesetzt, und die neue Markthalle an der Rosa-Luxemburg-/ Ecke Karl-Liebknecht-Straße nahm einen Teil des Geländes der alten Großmarkthallen ein.

Die Intensität der alten Nutzung als ein Einkaufszentrum konnte der Fußgängerbereich durch die Abrisse an der Rathausstraße nicht erreichen; er eignete sich mehr als ein Flanierbereich für Einheimische und Touristen. Allen Ansichtsflächen wurde große Aufmerksamkeit gewidmet, den Fassaden ebenso wie den «Elementen der Kleinarchitektur», den Verkaufspavillons an der Rathausstraße. Die Grünanlagen, die Brunnen, die farbigen Betonplatten des Bodenbelags waren Teile spezieller Gestaltungskonzepte, und für den Alexanderplatz entwickelte eine Arbeitsgruppe unter Walter Womacka eine Kunstkonzeption, um Flächenkunstwerke und plastische Objekte aufeinander abzustimmen, als bekanntestes die «Weltzeituhr», verstanden als modernes Pendant der Berliner Urania-Säulen aus der Zeit der Jahrhundertwende.

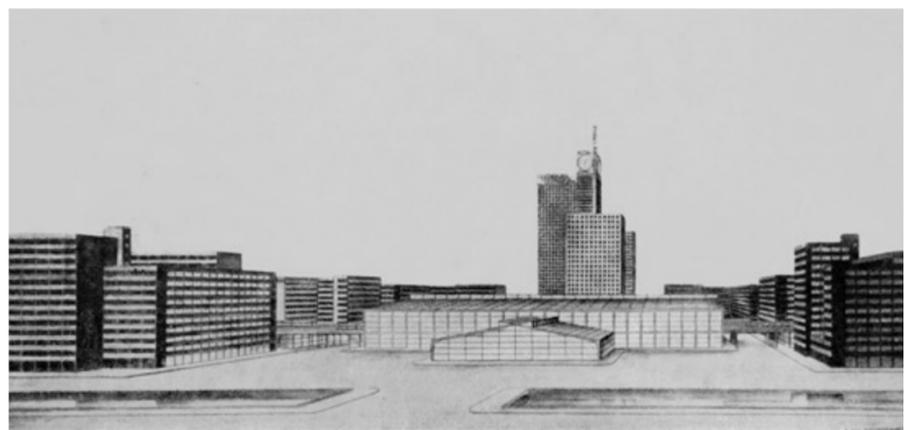
Was das Nikolaiviertel aus den 1980er Jahren angeht, so kann es sowohl als Erweiterung der großen Fußgängerzone wie als eigenständiger Raumbereich mit neohistoristischer Ausrichtung angesehen werden. Dass sich die Architekten um Günther Stahn vom modernen Bauen abkehrten, lässt sich sozialpsychologisch aus einem Verlust der Zukunftsperspektive und der Neugestaltungskraft erklären, der zur Flucht in eine harmonisierte Vergangenheit und zur Verdrängung aller daraus entstehenden Widersprüche führte. Symptomatisch war, dass sich auch die angepassten Neubauten um die großartig restaurierte Nikolaikirche gruppierten. – Immerhin ermöglichte der erneute Wechsel zum geschlossenen Architekturraum die Einbindung der Altbauten, die in dem ältesten Stadtgebiet noch standen. Ergänzt durch die neuen Blickbeziehungen zu den Großbauten ringherum und die Öffnung zum Wasser, schufen sie ein Architekturmodell von Altberlin, das auf kleiner Fläche vielgestaltig öffentliches Leben präsentierte und damit in beiden Stadthälften emotional ansprach.

So erweist sich das Stadtzentrum mit allen Ausformungen aus den zwanzig Jahren seiner Baugeschichte als ein räumlich gegliedertes Großensemble, das zugleich den menschlichen Maßstab wahrt. Dem steht nun die starre Ostfassade vom Humboldt-Forum gegenüber, durch Franco Stella in den Neobarock der Schlosskopie eingesetzt. Sie bildet den Vorboten eines Umbaus des gesamten Zentrumsraums – es droht die Nachgestaltung aller vorherigen Straßen mit vereinfachten historischen Hausformen. Zerstört würden so die weiten Raumperspektiven, die den berlinischen Charakter des Zentrums ausmachen. Wer oder was steht hinter diesen Bestrebungen?

**ULRICH HARTUNG** Dr. phil., Architekturhistoriker. 1986–1991 Studium der Kunstgeschichte und klassischen Archäologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1996 Promotion über Kulturhausbauten der DDR in den fünfziger Jahren. Zahlreiche weitere Analysen zur DDR-Architektur des Traditionalismus und der Moderne. 2004 zusammen mit Andreas Butter Kurator der Ausstellung *Ostmoderne*. Ausführlich: [www.formprinzip.de](http://www.formprinzip.de)



[6] ZENTRUM VON BERLIN-DDR, «FORUM DER DEMOKRATIE», ENTWURF VON RICHARD PAULICK, 26. JULI 1959 · [7] ZENTRUM VON BERLIN-DDR, STÄDTEBAULICHER WETTBEWERB 1958-1959, ENTWURF VON HERMANN HENSELMANN, MODELL, DRAUFSICHT VON NORDEN · [8] TONY GARNIER, IDEENENTWURF EINER INDUSTRIELLEN STADT, ANSICHT DES ZENTRUMS MIT DEN ÖFFENTLICHEN EINRICHTUNGEN, ZEICHNUNG, 1917 · [9] ZENTRUM VON BERLIN-DDR, STÄDTEBAULICHER WETTBEWERB 1958-1959, ENTWURF VON HERMANN HENSELMANN MIT DEM FERNSEHTURM, MODELL VON SÜDWESTEN



[10] ZENTRUM VON BERLIN-DDR, STÄDTEBAULICHER WETTBEWERB 1958-1959, ENTWURF VON ALEXANDER I. NAUMOW MIT SERGEJ B. SPERANSKI U. A., MODELL VON NORDOSTEN · [11] ZENTRUM VON BERLIN-DDR, MODELL VON NORDOSTEN, HERBST 1964, VON HANS GERICKE, PETER SCHWEIZER, DOROTHEA TSCHESCHNER U. A. 1 – VOLKSAMMER UND MINISTERRAT, 2 – AUSSENMINISTERIUM, 3 – RATHAUS, 4 – FERNSEHTURM, 5 – DOM, 6 – HAUS DES LEHRERS, 7 – ZENTRALES WARENHAUS, 8 – HOTELHOCHHAUS, 9 – ALEXANDERPLATZ · [12] LUDWIG HILBERSEIMER, ENTWURF DES ZENTRALBAHNHOFS FÜR BERLIN, VON SÜDEN, 1927



# DER FREIRAUM UNTERM FERNSEHTURM

## ARCHITEKTEN · EINFLÜSSE · KONFLIKTE

Das städtebauliche Ensemble rund um den Berliner Fernsehturm gehört zu den zentralen und zugleich markantesten Orten Berlins. Umso erstaunlicher ist es, dass über seine Planungsgeschichte nur wenig bekannt ist. Stattdessen sind über diesen Bereich zahlreiche Klischees im Umlauf. Das Ensemble gilt als politisch aufgeladene DDR-Staatsarchitektur, als «Staatsachse der DDR», deren Gestalt vor allem von Politikern bestimmt worden wäre. Die Gestalter tauchen bestenfalls als willfährige Erfüllungsgehilfen der Politiker auf. Wer aber waren seine Architekten, welche Ideen hatten sie, welche Einflüsse nahmen sie auf, in welchen Konflikten standen sie?

Die zahlreichen Dokumente in den Archiven geben Antworten. Demnach hatte dieses Gebiet zwar eine einzigartige Bedeutung als «Schaufenster» des «Ostens» gegenüber dem «Westen», und für seine Gestaltung standen deshalb außergewöhnliche Ressourcen zur Verfügung. Doch die konkrete Gestalt dieses Ensembles wurde von Architekten, Stadtplanern und Landschaftsarchitekten entwickelt.<sup>1</sup> Häufig setzten sie sich dabei mit Einfallsreichtum und Eigensinn über politische Vorgaben hinweg. Das Ensemble erzählt deshalb auch vom erfolgreichen Kampf der Planer für ihre Visionen und gegen die allzu große Enge der Politiker.

Die Spitzenpolitiker der DDR hatte ursprünglich völlig andere Vorstellungen vom zentralen Bereich Ost-Berlins. Sie wünschten sich im Zentrum einen großen steinernen Platz, den Marx-Engels-Platz, der vor allem als Demonstrationsplatz dienen sollte. Am östlichen Rand dieses Platzes wurde ein großes Regierungshochhaus geplant. Mit einer Höhe von rund 175 Metern sollte es die staatliche Macht der DDR auch baulich manifestieren. Dem Bereich zwischen Regierungshochhaus und Alexanderplatz wurde dagegen zunächst wenig Aufmerksamkeit zuteil. Hier wurde kein Freiraum, sondern eine Bebauung geplant. Dieses Konzept lag auch dem 1961 beschlossenen offiziellen Aufbauplan für das Ost-Berliner Zentrum zugrunde.

Doch bei vielen Architekten stieß dieses Konzept auf wenig Gegenliebe. Denn in Ost-Berlin hatte sich in den fünfziger und sechziger Jahren eine vielfältige und kompetente Architektenszene herausgebildet, die international vernetzt war und die sich an der internationalen Moderne orientierte.

Sie war nicht an «Staatsarchitektur», sondern an moderner urbaner Architektur interessiert. Am vielseitigsten war zweifellos Hermann Henselmann, der zwi-

### MATTHIAS GRÜNZIG

schen 1953 und 1958 als Chefarchitekt von Ost-Berlin tätig war und anschließend an der Deutschen Bauakademie wirkte. Henselmann pflegte Kontakte zu Oscar Niemeyer und Hans Bernhard Reichow. In seinem Privathaus in Berlin-Pankow betrieb er einen Salon, in dem östliche und westliche Architekten verkehrten, unter ihnen Ernst May, Rudolf Hillebrecht, Egon Eiermann und Richard Neutra. Außerdem informierte er sich auf zahlreichen Reisen über die neuesten Architekturentwicklungen. Henselmann begeisterte sich für Brasilia und rezipierte die skulpturalen Gebäude von Pier Luigi Nervi und Felix Candela. Ähnlich gut vernetzt war Hanns Hopp, der seit 1952 als Präsident des Bundes deutscher Architekten der DDR amtierte, unternahm zahlreiche Reisen, auf denen er sich über die neuesten Architekturentwicklungen informierte. Hopp genoss auch im westlichen Ausland großes Ansehen, beispielsweise war er Ehrenmitglied im «Royal Institute of British Architects».

Wichtige Impulse vermittelten auch die zahlreichen ausländischen Architekten, die in Ost-Berlin tätig waren. Zu den bedeutendsten Ideengebern zählte der Schweizer Architekt Hans Schmidt, der zwischen 1955 und 1969 an der Deutschen Bauakademie in Ost-Berlin wirkte. Schmidt gehörte zu den Mitbegründern der CIAM und stand in engem Kontakt zu den führenden Architekten seiner Zeit. An der Deutschen Bauakademie beschäftigte er sich mit städtebaulichen Analysen. Vor allem interessierte ihn, wie städtebauliche Räume proportioniert sein müssen, damit sie als harmonisch empfunden werden. Für diese Studien untersuchte er Straßen und Plätze in der ganzen Welt. Internationale Erfahrungen vermittelte auch der französische Schalenbau-Experte Rene Sarger, der an der Deutschen Bauakademie seine Konstruktionen testete. Weitere Anregungen vermittelten der Spanier Manuel Sanchez-Arcas, der Grieche Grigoris Diamantopoulos und der Iraner Silvio Macetti.

Diese Architekten begeisterten sich für die internationale Nachkriegsmoderne. Sie studierten den Wiederaufbau von Le Havre, rezipierten die Unités Le Corbusiers und schwärmten für Brasilia. Wie ihre Kollegen im Westen träumten sie vom grenzenlosen technologischen Fortschritt und wachsenden Wohlstand. Ein solch drüges Konzept wie der Plan von 1961 fand bei ihnen deshalb wenig Zustimmung.

Ein erster Ausdruck dieses Aufbegehrens war der Zentrumsentwurf, den Hermann Henselmann 1959 vorlegte. Dieser Entwurf wirkte wie das Fanal einer Architekturmoderne, die nicht von Demonstrationen und Paraden, sondern von Raumfahrt und grenzenlosem Fortschritt träumte. Henselmann markierte das Zentrum der Stadt nicht durch ein Regierungshochhaus, sondern durch einen Fernsehturm, dessen Kugelkopf an den ersten Satelliten Sputnik 1 erinnerte. Dieser Turm, der von Henselmann auch als «Turm der Signale» bezeichnet wurde, sollte allerdings nicht an seinem jetzigen Standort, sondern direkt am Marx-Engels-Platz errichtet werden. Um diesen Fernsehturm spannte er einen großen Freiraum auf, der durch Scheiben flankiert werden sollte. Auch sonst war Henselmanns Entwurf viel radikaler als alle bisherigen Entwürfe. Große Teile der Altbausubstanz einschließlich des Domes sollten abgerissen werden. Selbst die Stadtbahn wollte Henselmann beseitigen und durch eine Tunnelstrecke ersetzen. Dieser Entwurf war ein Signal, dass Ost-Berlin endlich in der ersten Liga der Nachkriegsmoderne mitspielen wollte.

Doch 1959 war die Zeit noch nicht reif für dermaßen kühne Ideen. Henselmanns Entwurf wurde zunächst von der DDR-Führung abgelehnt. Erst 1964 konnte diese überzeugt werden, dass ein Fernsehturm in der Innenstadt doch attraktiv sein könnte. Dieser Sinneswandel hatte mit der einzigartigen weltpolitischen Lage der geteilten Stadt Berlin zu tun. Berlin galt damals als die «Welthauptstadt des Kalten Krieges», in der das östliche und das westliche Lager aufeinanderstießen. Hier waren beide Lager bemüht, sich durch spektakuläre Bauten gegenseitig zu übertrumpfen. Folgerichtig wurden in beiden Teilen der Stadt riesige Ressourcen in Bauprojekte investiert.

Dieser Wettstreit wurde auch auf dem Gebiet der Fernsehtürme ausgetragen. In Ost- wie West-Berlin wurden seit Ende der fünfziger Jahre Fernsehturmprojekte vorangetrieben. In Ost-Berlin sollte ein Fernsehturm am Rande des Volksparks Friedrichshain entstehen, in West-Berlin wurden Fernsehtürme nacheinander am Bahnhof Zoo, am Reichskanzlerplatz, am Scholzplatz und am Olympiastadion geplant. Doch trotz aller Bemühungen kam das westliche Fernsehturmprojekt nicht richtig voran, es entwickelte sich im Laufe der Zeit sogar zu einer Blamage.

Dieses Dilemma bot für die DDR-Führung die Chance, die Überlegenheit des «Ostens» durch einen Fernsehturm in der Berliner Innenstadt zu beweisen. Daher fiel am 14. Juli 1964 auf einer Sitzung des Politbüros der SED die Entscheidung, den für den Volkspark Friedrichshain geplanten Fernsehturm in der Innenstadt zu bauen, wo er in allen Blickachsen Berlins, auch West-Berlins, gut zu sehen sein sollte. Zudem wurden an diesem Tag wichtige personelle Weichen gestellt. Denn als Leiter des Fernsehturmprojektes wurde der Präsident der Deutschen Bauakademie, Gerhard Kosel, eingesetzt. Kosel stellte sofort ein Team aus den führenden Architekten der DDR, darunter Hermann Henselmann, Hans Schmidt und Hanns Hopp, zusammen. Diese Personen waren sehr unterschiedlich, und



ihre Verhältnis war teilweise von starken Spannungen geprägt. Hermann Henselmann war ein kreativer Ideenlieferant, dessen Visionen aber oft eine überzeugende stadträumliche Einbindung fehlte. Hans Schmidt war ein sorgfältiger Analytiker städtebaulicher Räume, der zwar keine spektakulären Entwürfe lieferte, der aber die Einzelbauten mit mathematischer Präzision in eine städtebauliche Ordnung einfügte. Und Gerhard Kosel war ein durchsetzungsfähiger Organisator, der auch mit unkonventionellen Methoden seine Ziele verfolgte. Bei der Gestaltung des Fernsehturm-Ensembles sollten sich diese unterschiedlichen Kompetenzen hervorragend ergänzen. In der Folgezeit entwickelte sich der Ost-Berliner Fernsehturm zu einem brisanten Thema mit weltpolitischen Dimensionen. Denn der Ost-Berliner Turm führte der West-Berliner Seite das Scheitern ihres eigenen Fernsehturms schmerzhaft vor Augen. Zudem wurde er direkt in der Einflugschneise des West-Berliner Flughafens Tempelhof platziert, hier flogen die Flugzeuge teilweise nied-

riger als 300 Meter. Der Flughafen Tempelhof aber hatte für die eingemauerte Stadt eine enorme symbolische Bedeutung. Er war damals der wichtigste Flughafen der Stadt und galt deshalb als das West-Berliner «Tor zur Welt». Zudem war er der Flughafen der wichtigsten westlichen Besatzungsmacht – der USA. Der Fernsehturm stellte also eine enorme Provokation dar. Folgerichtig protestierten die westliche Besatzungsmächte USA, Großbritannien und Frankreich gegen den Ost-Berliner Fernsehturm. Aufgrund des Besatzungsstatus Berlins wandten sie sich nicht an die Regierung der DDR, sondern an die Regierung der Sowjetunion. Es folgten verschiedene Gespräche, in denen die DDR-Führung auch gegenüber der Sowjetunion deutlich machte, dass sie auf keinen Fall auf den Fernsehturm verzichten würde.

Durch diesen Konflikt avancierte der Fernsehturm zu einem Projekt, dessen Bau in der ganzen Welt verfolgt wurde. Folgerichtig gerieten die Fernsehturmplaner unter einen erheblichen Erwartungsdruck. Der Fernsehturm musste ein Erfolg werden, wenn sich die DDR ihrerseits nicht blamieren wollte.

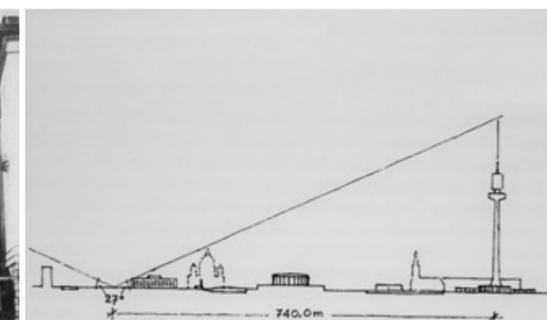
Dennoch markierte die Entscheidung vom Juli 1964 noch nicht den Durchbruch für das Henselmann'sche Fernsehturmprojekt. Denn zunächst wurde die Errichtung eines Fernsehturmes nach dem Projekt für den Volkspark Friedrichshain beschlossen. Dieses sah keinen Kugelkopf, sondern einen wenig eleganten Turmkopf in Form eines Zylinders vor. Zwar forderte Gerhard Kosel in der Politbürositzung am 14. Juli 1964 eine Veränderung des Projektes. Doch Walter Ulbricht entgegnete kategorisch: «Das Projekt darf nicht verändert werden!» Doch Kosel und Henselmann setzten sich über die Haltung Ulbrichts hinweg und planten dennoch eine Veränderung des Fernsehturmprojektes. Dieses erhielt nun – wie schon im Henselmann-Projekt von 1959 – den markanten Kugelkopf.

Zudem war im Juli 1964 noch nicht der jetzige Fernsehturm-Standort beschlossen worden. Äußerungen von Walter Ulbricht belegen, dass er als Fernsehturmstandort das Gelände zwischen Spandauer Straße und Spree, also das jetzige Marx-Engels-Forum, präferierte. Doch auch

diese Präferenz wurde von den Planern ignoriert. Vor allem Hans Schmidt führte stattdessen umfangreiche Studien zur städtebaulichen Einordnung des Fernsehturmes durch. Er untersuchte sowohl die Nahwirkung als auch die Fernwirkung verschiedener Fernsehturmstandorte. Präzise berechnete er Sehwinkel und Gebäudeabstände. Am Ende konnte Schmidt durch seine Studien nachweisen, dass der Fernsehturm auf dem Standort zwischen Spree und Spandauer Straße nicht zur Geltung kommen würde. Der Spaziergänger aus Richtung Unter den Linden hätte den Turm nicht in seiner ganzen Dimension erfassen können. Stattdessen wäre sein Blick unvermittelt auf den wenig attraktiven Betonschaft gefallen, den Turmkopf hätte er aufgrund der geringen Entfernung nicht erfassen können. Folgerichtig verschob Schmidt den Fernsehturm nach Osten, und zwar so weit, bis der Fernsehturm in seiner ganzen Größe erfasst werden konnte. Gleichzeitig hatte der neue Standort den Vorteil, dass er im Blickfeld wichtiger Magistralen, wie der Karl-Marx-Allee und des Kurfürstendamms, lag. Zudem befand sich er innerhalb des «Zentrumsbandes» von der Karl-Marx-Allee zur Straße Unter den Linden, das seit den fünfziger Jahren das Rückgrat aller Hauptstadtplanungen bildete.

Weiterhin wurde den Planern schnell klar, dass der Fernsehturm einen großen Freiraum benötigte, damit er in seiner ganzen Dimension erfasst werden konnte. Diese Erkenntnis bildete gewissermaßen die Geburtsstunde des großen Freiraumes um den Fernsehturm. Erste Skizzen für einen Freiraum rund um den Fernsehturm stammen von Gerhard Kosel, diese Konzeption wurde dann gemeinsam mit Hans Schmidt, Hermann Henselmann und Hanns Hopp weiterentwickelt. Sie konzipierten im Sommer 1964 einen städtebaulichen Raum, dessen Dimensionen eine eindrucksvolle Nahsicht des Turmes ermöglichten. Dieser Raum wurde von zwei Scheiben flankiert, die dem Turm einen kraftvollen Rahmen gaben. Der Freiraum selbst wurde nicht als Demonstrationsplatz, sondern als ein parkartiger Kommunikations- und Erholungsraum mit Bäumen, Rasenflächen und Wasserspielen geplant.

FORTSETZUNG AUF SEITE 18





ZÜRICH



WASHINGTON



SEVILLA



PARIS

ZÜRICH: MFD-PARK IN WEIßLILION. WASHINGTON: THE MALL ZWISCHEN CAPITOL UND LINCOLN MEMORIAL. SEVILLA: METROPOL PARASOL. PARIS: LA CANOPIE. BERLIN: RATHAUSFORUM. PARIS: JARDIN DES TUILERIES. WIEN: VOLKSGARTEN AN DER RINGSTRASSE. WASHINGTON: THE MALL. WIEN: RATHAUSPLATZ AN DER RINGSTRASSE. BERLIN: WARSCHAUER PLATZ. HAMBURG: ARRIVATI PARK AUF ST. PAULI. PARIS: JARDIN DES TUILERIES. KOPENHAGEN: ISRAELS PLADS.



BERLIN



WIEN

# URBANE FREIRÄUME

INTERNATIONAL

WASHINGTON



WIEN



BERN



HAMBURG



PARIS



KOPENHAGEN





**FORTSETZUNG VON SEITE 16**

Das Ergebnis war ein Konzept, das vor allem durch westliche Vorbilder inspiriert worden war. Der dominante Fernsehturm war kein spezifisch sozialistisches Bauwerk, sondern ein universeller Bautyp, der im Osten wie im Westen gebaut wurde. Der erste Fernsehturm war bekanntlich am Rande Stuttgarts errichtet worden. Der große Freiraum rings um den Fernsehturm nahm auf die Zentrale Achse von Brasília Bezug, die ebenfalls einen Fernsehturm einschloss. Die Radikalität der Planungen war ebenfalls keine sozialistische Besonderheit. Auch beim West-Berliner Hansaviertel hatte man keinerlei Rücksicht auf die vorhandene Stadtstruktur genommen. Noch deutlicher zeigte sich der radikale Umgestaltungswille während des West-Berliner Wettbewerbs «Hauptstadt Berlin» von 1957/58, der auch das Zentrum im Ostteil Berlins umfasste. In diesem Wettbewerb entwickelten westliche Planer Visionen für den Bereich zwischen Alexanderplatz und Spree, die genauso radikal wie die Ost-Berliner Planungen waren.

Auch die späteren Planungen für die einzelnen Gebäude des Ensembles nahmen immer wieder auf die internationale Nachkriegsmoderne Bezug. Der Fernsehturm, der von einem Kollektiv unter Leitung von Hermann Henselmann entworfen wurde, zitierte die Raumfahrt-Ästhetik, die damals im Osten wie im Westen en vogue war. Die Weltausstellung von 1962 in Seattle stand zum Beispiel unter dem Motto «Das Leben des Menschen im Weltraumzeitalter». Ihre Hauptattraktion war der Aussichtsturm «Space Needle», der an eine Rakete mit einer Raumkapsel erinnerte. Zudem griff der Fernsehturm Stadtkronen-Konzepte auf, wie sie auch von westlichen Architekten, wie zum Beispiel Hans Bernhard Reichow, vertreten wurden. Die Fernsehturmbauung von Walter Herzog und Rolf Heider wurde durch Betonkonstruktionen von Pier Luigi Nervi und Felix Candela inspiriert. Die Wohnscheiben an der Rathausstraße und der Karl-Liebknecht-Straße wurden durch die Unités von Le Corbusier beeinflusst. Wichtige Planer waren die Hochhausexperten Manfred Zumpe und Hans Peter Schmiedel. Zumpe und Schmiedel hatten an der Deutschen Bauakademie zu Wohnhochhäusern in der ganzen Welt geforscht. Ihre Ergebnisse publizierten sie in dem zweibändigen Werk «Wohnhochhäuser», in dem Wohnhochhäuser aus der ganzen Welt beschrieben wurden. Was an diesen Büchern auffällt, ist das deutliche Übergewicht von Beispielen aus westlichen Ländern. Besonderes ausführlich werden die Unités Le Corbusiers behandelt. Aber auch der Komplex «Lafayette Park» in Detroit von Ludwig Mies van der Rohe und Ludwig Hilberseimer wird gewürdigt. Vor allem die Komposition aus zwei parallel angeordneten Hochhauscheiben in einer grünen Parklandschaft imponierte den Autoren.

Ebenso wurde der Palast der Republik durch moderne westliche Kongresszentren, wie das Congress Centrum

Hamburg (CCH), beeinflusst. Das Palasthotel wurde von dem in Stockholm ansässigen Architekten Ferenc Kiss entworfen und von einer schwedischen Baufirma gebaut. Und die von Hubert Matthes und Dieter Bankert entworfene Freiraumgestaltung schuf einen Erholungspark mit Wasserspielen, Rosenbeeten, Staudengärten und Rasenflächen, wie sie zeitgleich auch in westlichen Ländern realisiert wurde. Was hier geplant wurde, war kein öder Demonstrationsplatz, sondern ein urbaner Freiraum, der vor allem zu unbeschwerter Entspannung einladen sollte. Hier gab es elegante, von Achim Kühn entworfene Metallstühle, die sich jeder individuell platzieren konnte. In den Wasserspielen konnten sich die Kinder tummeln, während die Erwachsenen ein Sonnenbad genießen konnten. Rasenflächen luden zum Spielen ein, die vielfarbigen Rosen- und Staudengärten boten Schaulusteffekte.

Gleichzeitig kopierten die Planer nicht einfach westliche Vorbilder, sondern sie reflektierten diese durchaus kritisch. Zwar wurde der große Freiraum am Fernsehturm durch die zentrale Achse in Brasília inspiriert. Doch während die Achse in Brasília von Schnellstraßen durchschnitten wurde, konzipierten die Ost-Berliner Planer den Freiraum als autofreien Bereich. Zudem wurde die Zentrale Achse in Brasília von monofunktionalen Ministeriumsbauten gesäumt. Hier dagegen wurde der Freiraum von multifunktionalen Baukomplexen mit Wohnungen, Geschäften, Gaststätten und Kultureinrichtungen flankiert. Die Wohnscheiben Rathausstraße und Karl-Liebknecht-Straße wurden zwar von den Unités Le Corbusiers beeinflusst. Doch im Gegensatz zu den Unités, die meist ohne Rücksicht auf ihre Umgebung geplant wurden, wurden die beiden Komplexe in die Stadtstruktur integriert.

Vor allem aber haben die Planer diese Elemente nicht beziehungslos nebeneinander gesetzt, sondern sie haben sie zu einem stimmigen Gesamtkunstwerk zusammengefügt. Der Abstimmung dienten Klausurtagungen, auf denen alle Beteiligten ihre Planungen abgestimmt haben. Eine wichtige Klausurtagung fand im Frühjahr 1967 in Kagel bei Berlin statt. Zwei Wochen lang diskutierten Architekten, Stadtplaner, Landschaftsarchitekten und Innenarchitekten ihre Entwürfe. Das Ergebnis dieser kollektiven Arbeit war ein Ensemble, bei dem alle Elemente aufeinander abgestimmt waren. Das Zentrum bildete der Fernsehturm. Um den Fernsehturm wurde ein großer Freiraum aufgespannt, der eine eindrucksvolle Nahsicht auf den Turm gewährleisten sollte. Die Dimensionen des Freiraumes wurden von den Dimensionen des Fernsehturmes abgeleitet. Seine Länge war so bemessen, dass der Fernsehturm in seiner ganzen Größe erfasst werden konnte. Seine Breite gab dem Turm Platz für seine Entfaltung als Solitär.

Auch die weiteren Elemente dienten einer wirkungsvollen Inszenierung des Turmes. Am Fuße des Fernsehtur-

mes wurde eine Umbauung errichtet, die einen spannungsreichen Kontrapunkt zum Turm setzte. Ihre horizontalen Linien boten einen Kontrast zu der Vertikale des Turmes, das dynamische Wechselspiel von auf- und ab-schwingenden Kragdächern setzte ein Gegengewicht zum statischen Fernsehturm. Und die transparente Glasfassade kontrastierte mit dem verschlossenen Betonschaft des Turmes. Zugleich sorgten die abgewinkelten Flügel für eine respektvolle Einbindung der Marienkirche in das Ensemble. Die Marienkirche und das Rote Rathaus wurden selbstverständlich erhalten und erfuhren eine sorgfältige Sanierung. Die Freiraumgestaltung wiederum nahm auf die hexagonale Struktur der Fernsehturm-Umbauung Bezug. Die Dreiecksbeete und die schräggestellten Wasserspiele setzten die Geometrie der Umbauung fort. Zugleich sorgte die axialsymmetrische Ausrichtung des Freiraumes für eine zusätzliche Betonung des Fernsehturmes. Die beiden vierzig Meter hohen Wohnscheiben flankierten den Freiraum und rahmten den Fernsehturm ein. Die beiden Scheiben wurden wiederum durch zahlreiche Bezüge verbunden. Beide Komplexe wiesen die gleiche Gebäudehöhe und Gliederung auf. In beiden Fassaden fanden sich die Farben weiß, blau und rot wieder. Beide Gebäude verfügten über verlinkerte Treppenhäuser und Giebelgestaltungen, die miteinander korrespondierten. Gleichzeitig stellten die Klinkerlemente Bezüge zum Roten Rathaus und zur Marienkirche her.

Die einzelnen Bestandteile des Ensembles wurden mit einem außergewöhnlichen gestalterischen Aufwand entworfen. Für die Fassaden der Gebäude an der Rathaus- und Karl-Liebknecht-Straße wurden aufwendige Experimente durchgeführt. Dietmar Kuntzsch, der für die Fassade der Rathauspassagen zuständig war, reiste sogar bis nach Bulgarien, um eine passende Marmorart für die Fassade zu beschaffen. Die Gaststätten, Geschäfte und Kultureinrichtungen in beiden Komplexen wurden individuell von Innenarchitekten gestaltet. Selbst Lampen und Möbel wurden individuell entworfen und von renommierten Herstellern, wie den Deutschen Werkstätten in Dresden-Hellerau, gefertigt.

Zudem avancierte das Ensemble um den Fernsehturm zu einem Experimentierfeld für die Synthese von Kunst und Architektur. Ein Künstlerkollektiv unter Leitung des Kunstwissenschaftlers Gerhard Stelzer entwickelte gemeinsam mit den Architekten ein Konzept für eine differenzierte Ausstattung des Gebietes mit baubezogener Kunst. Das ganze Ensemble wurde mit einer Vielzahl an Plastiken, Springbrunnen, Wandbildern, Keramikarbeiten und Strukturwänden geschmückt.

Die Umsetzung dieser Planungen erforderte aber dramatische Kämpfe. Immer wieder versuchten führende Politiker, die Realisierung dieser Pläne zu torpedieren. Das Hauptproblem waren die enormen Abrissmengen, die

mit den Planungen verbunden waren. Denn auf dem Gelände des Fernsehturm-Ensembles befanden sich noch zahlreiche Gebäude. Diese waren zwar bauhistorisch nicht besonders wertvoll, es handelte sich vor allem um Büro- und Geschäftshäuser aus der Zeit um 1900. Das Problem war vielmehr, dass diese voll genutzt wurden. Und Ost-Berlin litt damals an einem dramatischen Mangel an Büroflächen. Deshalb mussten für die Abrisshäuser zunächst Ersatzbauten errichtet werden. Insgesamt sahen die Planungen die Verlagerung und den Abriss von rund 150.000 Quadratmetern Nutzfläche vor. Diese Abrisse stießen nun auf den Widerstand führender Politiker. Einflussreiche Akteure, wie die Staatliche Plankommission oder der Erste Sekretär der Ost-Berliner SED, Paul Verner, forderten eine Reduzierung der Abrisse.

Dennoch konnten die Planer durch ein trickreiches Vorgehen ihre Visionen fast vollständig umsetzen. Ein großer Vorteil für die Planer war wiederum die exponierte politische Lage des Fernsehturm-Ensembles. An diesem Ort, der so im Blickfeld der Weltöffentlichkeit stand, konnte sich die DDR-Führung ein Scheitern nicht leisten. Auch langwierige Auseinandersetzungen über das Konzept, die von ausländischen Beobachtern als Zeichen der Schwäche interpretiert worden wären, waren hier kaum möglich. Deshalb war die DDR-Führung gezwungen, viele Vorstellungen der Planer zu akzeptieren. Nur an wenigen Stellen mussten die Planer Zugeständnisse machen. Beispielsweise verfügte das Politbüro der SED am 31. Januar 1967 den Erhalt von fünf Häusern in der Rosenstraße, die eigentlich zum Abriss vorgesehen waren. Und am 10. Juli 1979 fällte das Politbüro einen Beschluss, das den ursprünglich geplanten Abriss des Panoramahauses unmöglich machte.

Zudem wurden außergewöhnliche Ressourcen für das Fernsehturmgebiet bereitgestellt. Die Planer konnten nicht nur auf die besten Baumaterialien aus der DDR zurückgreifen, sie konnten auch Produkte aus dem westlichen Ausland importieren. Der Nirosta-Stahl für die Fernsehturmkuugel wurde aus der Bundesrepublik eingeführt, das Glas kam aus Belgien, das Isoliermaterial lieferte Bayer Leverkusen, die Klimaanlage und die Schnelllaufzüge lieferte Schweden, die Flugsicherheitsleuchten wurden bei Siemens geordert. Die Komplexe Rathausstraße und Karl-Liebknecht-Straße wurden mit Schau-fenster-scheiben aus Westdeutschland, Stahlfenstern aus Schweden, Haustechnik aus Schweden und einer Bowlinganlage aus den USA ausgestattet. Zudem wurde für die computergestützte Planung der Komplexe der damals hochmoderne Computer IBM 360/40 aus den USA gekauft. Und auch der Palast der Republik wurde mit Glas aus Belgien, westdeutschen Rolltreppen und westdeutscher Veranstaltungstechnik ausgestattet. Der Bereich um den Fernsehturm war für die Planer ein «Land der

18

19

unbegrenzten Möglichkeiten», in dem sie ihre Visionen fast ungebrochen umsetzen konnten.

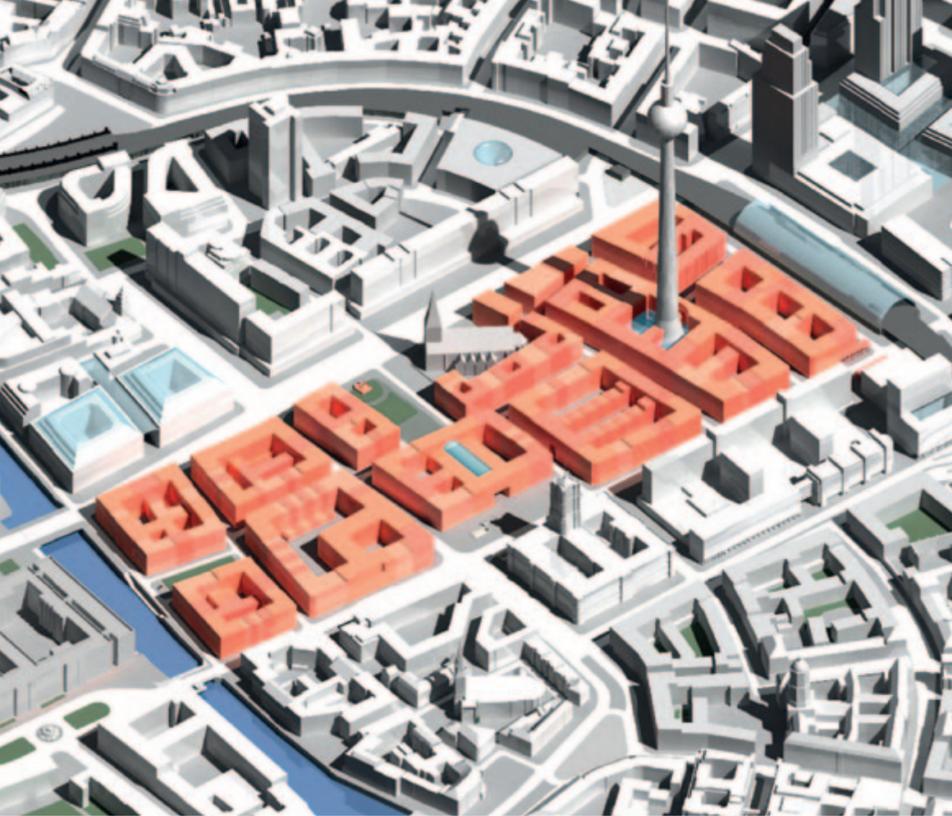
Dank dieser Möglichkeiten konnte das städtebauliche Konzept von 1964 Schritt für Schritt verwirklicht werden. Zwischen 1965 und 1969 erfolgte der Bau des Fernsehturmes, zwischen 1968 und 1973 wurden die Komplexe Rathausstraße und Karl-Liebknecht-Straße errichtet, zwischen 1969 und 1972 folgte die Fernsehturm-Umbauung. Der Palast der Republik wurde zwischen 1973 und 1976 erbaut, der Bau des Palasthotels folgte zwischen 1976 und 1979. Zum Schluss wurde das Nikolaiviertel zwischen 1981 und 1987 realisiert. Die Freiflächengestaltung wurde zwischen 1969 und 1986 verwirklicht. 1987 war ein Ensemble vollendet, das sich trotz seiner langen Bauzeit durch eine einzigartige Geschlossenheit auszeichnete.

Das Ensemble um den Fernsehturm ist keine DDR-Staatsarchitektur und erst recht nicht das Werk von SED-Politikern. Es ist vor allem das Werk von Architekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplanern, die sich an der internationalen Nachkriegsmoderne orientiert haben. Hier können die Utopien der Architektur und des Städtebaus der Nachkriegsmoderne bis heute in einer einzigartigen Dichte und Geschlossenheit nachvollzogen werden. Das Ensemble um den Fernsehturm ist zu einer herausragenden Ikone der Nachkriegsmoderne geworden, die auch im internationalen Vergleich außergewöhnlich ist – und in seiner Eigenart erhalten werden muss.

<sup>1</sup> Diese Formulierung schließt selbstverständlich auch Architektinnen, Stadtplanerinnen und Landschaftsarchitektinnen ein. Allerdings war die Bauplanung in den sechziger Jahren noch eine Männerdomäne, daher wurde das Ensemble fast vollständig von Männern geplant. Erst in den siebziger und achtziger Jahren waren immer mehr Frauen als Architektinnen und Planerinnen tätig.

**MATTHIAS GRÜNZIG** Dr. phil., arbeitet als freier Architekturjournalist und Bauhistoriker. Sein Buch «Der Fernsehturm und sein Freiraum. Geschichte und Gegenwart im Zentrum Berlins» erscheint im Herbst 2021 im Lukas Verlag





# KRITISCHE REVUE STREITRAUM FREIRAUM

THOMAS FLIERL / KATRIN LOMPSCHER / CORDELIA POLINNA

Seit der Vereinigung der Stadt 1990 ist Berlin nicht nur im buchstäblichen Sinn eine Baustelle, sondern wie schon früher eine Arena der Auseinandersetzung über die «Stadt der Zukunft». Anders als in den 1950er Jahren überlagerten sich aber um 1990 der antimoderne Zeitgeist und der Zusammenbruch des DDR-Staates. So war es kein Wunder, dass der modern gestaltete Bereich zwischen Spreeinsel und Alexanderplatz, der von der DDR zum Zentrum ihrer Hauptstadt entwickelt wurde, in den Mittelpunkt der Debatte rückte.

Dass die konservativen Kräfte auf der Spreeinsel und in ihrem unmittelbaren Umfeld eine Revision der DDR planten, wurde schnell erkennbar: Bereits im September 1990 wurde der Palast der Republik geschlossen, 1993 warb die privat finanzierte Schlossattrappe für die Schlossrekonstruktion; ab 1995 wurde das Außenministerium abgerissen, während Simulationen Werbung für die Wiederaufbaupläne der Schinkelschen Bauakademie machten. «Die DDR hat's nie gegeben», lautete 2008 das anonyme Graffiti am Spreeufer des abgerissenen Republikspalasts.

Wenn schon die platte Identifizierung von Städtebau und Architektur mit einem Staatswesen – ganz nach vulgär-materialistischer Art – grundfalsch ist, hätte es neben der Variante, das ungewollte Erbe abzureißen, durchaus andere Möglichkeiten des Umgangs gegeben. Man hätte sich – konfrontativ oder dialogisch – in Beziehung setzen oder auch das Vorgefundene qualifizieren und weiterentwickeln oder – nach Prüfung – es sogar seiner architektonischen Qualität wegen und/oder als zeitgeschichtliches Zeugnis unter Denkmalschutz stellen können. Im Fall des Palastes der Republik schlug der Bundestag diese Varianten politisch bewusst aus.

Der antimoderne Furor war jedoch noch tiefer gegründet: Das Ende der DDR gab nur den Anlass zu einer konservativen Wende in Städtebau und Architektur. Das

Problem jeder Restauration ist, an welche vergangene Zeitepoche man denn anknüpfen sollte. Ähnlich dem stalinistischen Konzept der «nationalen Traditionen» in den 1950er Jahren propagierten nach 1990 «Politiker und eine Gruppe von Architekten und Theoretikern in Berlin die Konzeption einer «Berlinischen Architektur» und eines «preußischen Stils». Darin formulierte sich ein Antimodernismus, der sich in anderen Ausformungen u.a. auch in den USA (New Urbanism; u.a. Seaside von Andrés Duany und Elizabeth Plater-Zyberk), in Großbritannien (A Vision Of Britain – Prinz Charles) oder in Belgien (Leon Krier, Maurice Culot) wiederfand. Die spezifisch deutsche Ausformung dieses Zeitgeistes artikulierte sich in der neuen Hauptstadt Deutschlands als nationale Identitätskonstruktion. [...] Die Entwicklung der 1990er Jahre war eine Radikalisierung von Positionen, die sich in [West-]Berlin bereits seit Ende der 1970er Jahre ausgebildet hatten. Bei der Ausrichtung der «Internationalen Bauausstellung 1987» hatte sich Joseph Paul Kleihues in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre mit seinem Konzept einer kritischen Rekonstruktion gegenüber Oswald Matthias Ungers Idee eines Stadtarchipels durchgesetzt. Kleihues' Ziel war die Rekonstruktion des Stadtgrundrisses des 19. Jahrhunderts. Blockrandbebauung und Korridorstraße bildeten die Leitidee, deren Umsetzung zu einer Beseitigung der Spuren von Kriegszerstörung, Kaltem Krieg und autogerechter Stadtplanung der fünfziger Jahre führte, was Rem Koolhaas als die «Beseitigung von Geschichte im Namen von Geschichte» kritisierte. Während man bei der IBA noch eine liberale Architekturauffassung vertrat und eine Vielzahl unterschiedlichster Architekten für die Umsetzung des restaurativen städtebaulichen Leitbilds einbezog, forderten die Protagonisten nach der deutschen Wiedervereinigung nun eine Vereinheitlichung der Architektur und die Durchsetzung des sogenannten «berlinischen-

preußischen» Stils. Die Architektur sollte «diszipliniert, preußisch, zurückhaltend in der Farbigkeit, steinern, eher gerade als geschwungen» [Stimmann 1993] sein. Man wollte damit an die Zeit vor 1919 anknüpfen. Alles Moderne war verpöht.» (Philipp Oswalt)

Der Normalisierungsdiskurs der Konservativen beherrschte die Debatte. Noch einmal Oswalt: «Berlin sollte zu einer normalen europäischen Stadt werden, Deutschland zu einem normalen Land, dessen unglückselige Geschichte des 20. Jahrhunderts man mit dem Ende der Nachkriegszeit aus dem kollektiven Gedächtnis der Stadt und der Gesellschaft tilgen wollte. Und zugleich handelte es sich bei der «Berlinischen Architektur» um das postmoderne Konzept des dekorierten Schuppens für einen globalisierten Immobilienmarkt, der Architektur auf das Styling des Konsumgutes Immobilie mit Hilfe klischeehafter Bilder reduziert. Die Durchsetzung des konservativen Bildes der Stadt ging einher mit einem sonst neoliberal ausgerichteten Politikverständnis.»

## BESEITIGUNG VON GESCHICHTE IM NAMEN VON GESCHICHTE

Unter fachlicher Leitung von Senatsbaudirektor Hans Stimmann (SPD), der zuvor Bausenator in Lübeck gewesen war, begann der Senat seit 1991 an einem Leitbild für die Berliner Mitte zu arbeiten. Dem nun (in Anlehnung an das 18. Jahrhundert und geografisch nicht ganz korrekt) Marienviertel genannte zentrale Bereich zwischen Spree und Alexanderplatz wurde eine maßstabssprengende Weite attestiert. Die Urteile über den Freiraum unterm Fernsehturm reichten von «städtebaulicher Wüste» bis «tostlose Fläche». Nur eine «Reurbanisierung», d.h. eine kleinteilige Bebauung, könne die richtige Antwort für die Zukunft sein. Dem hielten die Verteidiger:innen des Ortes dessen öffentlichen Charakter und das gestalterisch gelungene städtebauliche Ensemble, die Nutzungsvielfalt und den Verlust der «Altstadt» lange vor der DDR entgegen. Die eine Seite argumentierte mit verheißungsvollen Bildern einer neuen Altstadt und marktgestützter urbaner Aktivität, die andere Seite argumentierte mit der Vernachlässigung der Altstadt seit der Westentwicklung Berlins (Friedrichsstadt, Charlottenburg), den Brüchen infolge des Krieges und der Spaltung der Stadt, mit den überlagerten Schichten der Geschichte und der bereits in Ansätzen erlebten und zukünftig wieder möglichen Aneignung des Freiraums durch die Stadtgesellschaft. Hier kollidierten ganz verschiedene Begriffe von Reichtum, Öffentlichkeit und Stadt. Die Verteidiger:innen des Raums übersahen dabei nie, dass der Ort als Mitte der Stadt kulturell und kommunikativ intensiviert werden und das Leitbild der autogerechten Stadt überwunden werden müsse.

Nach den Plänen des Senats Anfang der 1990er Jahre sollte der frühere Neue Markt räumlich wiedererstanden und ein Rathausplatz, sollte es so nie gab, baulich geformt werden. Freiflächen sollten es auch geben, die Fußbebauung des Fernsehturms jedoch nicht. Im Grunde wurde der Fernsehturm in Frage gestellt. Der Maßstabssprung der Moderne sollte zurückgenommen werden: Alt-Berlin sollte nun zum Zentrum von Groß-Berlin werden.

1992 stellte der Senat einerseits fest, dass gestalterische Qualitäten fehlten und eine Stadtrepaur dringender erforderlich sei, andererseits sei die Neugestaltung des Bereichs jedoch erst als Schlussstein anzusehen – was wohl den seinerzeit dringlicheren Bauaufgaben anderswo geschuldet war.

Mit Bezug auf die Hochhauspläne für den Alexanderplatz (Wettbewerb 1993) änderte sich das Verständnis ansatzweise: Nun wurden die potenziellen Qualitäten des Freiraums – grün und autofrei – auch als Kontrast zu der ringsum angestrebten Verdichtung hervorgehoben.

Doch 1994 visualisierte der Sieger im Spreeinsel-Wettbewerb Bernd Niebuhr erneut die komplette Überbauung des Freiraums. Und in den ersten Entwürfen zum «Planwerk Innenstadt», das dann aus dem Leitbild der kritischen Rekonstruktion einen Plan entwickeln wollte, wurde 1996 eine Teilbebauung dargestellt. Von «aufgelöster Stadt», «Ästhetik der Peripherie», «leergelaufener

gedächtnisloser Mitte» war die Rede und davon, dass man neue Bilder und Räume anbieten wolle. Die Auseinandersetzung kulminierte in der Frage, ob dieser zentrale öffentliche Freiraum einem letztlich privat umzusetzenden Stadtbau weichen sollte. Das neoliberale Konzept des Planwerks setzte auf die «Vermögensaktivierung» öffentlicher Grundstücke. Die Wogen schlugen politisch hoch und so sah dann der Senatsbeschluss von 1999 den Erhalt des Freiraums vor, d.h. er verzichtete auf eine inhaltliche Vertiefung. Durch den erkennbaren Mangel an konzeptioneller Kraft und politischem Willen auf Senatsseite war dem zentral gelegenen Freiraum eine Denkpause zuteilgeworden, die vielfältig genutzt wurde.

So initiierte 1997 der Bund Deutscher Landschaftsarchitekten hier «Temporäre Gärten», um eine neue Kultivierung des Blicks anzuregen. 1999 war der Peter-Joseph-Lenné-Preis dem Ort gewidmet, um den «Freiraum als Mitte der Stadt» neu zu bestimmen.

Nach dem Planwerksbeschluss 1999, der den Freiraum nicht zur Disposition gestellt, aber letztlich auch keine Entscheidung getroffen hatte, beruhigte sich der Streit um den Freiraum. Die Stadt hatte zunächst andere Sorgen. Erst die konkreten Pläne für das Humboldt-Forum in der Hülle des Hohenzollernschlosses (Wettbewerb 2008) und mit der Raster-Fassade zur Spree ließen ihn wieder aufblühen.

Die Verfechter der Altstadtbewegung stützen sich auf den seit 2007 pensionierten früheren Senatsbaudirektor Hans Stimmann, der in Verknennung der räumlichen Funktionen von Spreeinsel und Rathausforum den Bereich zwischen Spree und Alexanderplatz zur «Staatsmitte der DDR» ausrief, die der Stadt die Mitte genommen hätte (vgl. sein Buch Altstadt. Von der DDR-Staatsmitte zur Stadtmitte, 2009). Dabei war auch in der DDR die räumliche und funktionale Unterscheidung von Staat und Stadt in diesem Bereich sehr klar. Im Rathausforum gab es keine staatlichen Institutionen. Stimmanns Buch zeigt keine einzige Kriegszerstörung, die Abrisse im Wilhelminismus und zur NS-Zeit bleiben unerwähnt, die Umschlagsinnenseite zielt ein historischer Stadtplan aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg. Assistiert wird die Altstadtbewegung u.a. vom Historiker Benedikt Goebel, der wertvolle Beiträge zur stadthistorischen Forschung leistet und in interessanten Ausstellungen präsentiert. Leider thematisiert er nicht näher die Differenz zwischen dem, wie es früher gewesen sein könnte und dem, was zukünftig wünschenswert wäre. Der Architekt Bernd Albers, einer der Ko-Autoren des Planwerk Innenstadt, hat Stimmann folgend, die Vorstellungen zur Überbauung des Freiraums inzwischen grundstücksscharf präzisiert (vgl. Abb. S. 20). Auch von anderen Architekten, wie Sergei Tchoban, sind Bebauungsvorschläge mit historischen Anleihen veröffentlicht worden. Bemerkenswerte propagandistische Unterstützung erhält die Altstadtbewegung von der Journalistin Maritta Tkalec und dem Journalisten Rainer Haubrich. Finanziell engagieren sich u.a. Friede Springer, die Villa Griesebach Berlin und die private Stiftung Denkmalschutz Berlin. Zielpunkt aller Bemühungen der Altstadtbewegung war die Eröffnung des Humboldt-Forums, die angeblich eine adäquate Antwort am anderen Spreeufer notwendig mache.

## FORTSETZUNG VON GESCHICHTE DURCH QUALIFIZIERUNG DES BESTANDS

Nach dem Amtsantritt von Regula Lüscher als Senatsbaudirektorin 2007 (vgl. das Gespräch mit ihr auf S. 22) initiierte der Senat – vor dem Hintergrund des mit dem Palastabbriss 2008 beginnenden Umbaus der Spreeinsel und dem zusätzlich durch den U-Bahnbau gewonnenen Zeitraum – die Debatte über die künftige Gestaltung der Umgebung des Humboldt-Forums mit einem Paukenschlag. Mit den «Visionen 2009» (siehe Abb. auf S. 22) wurde der Bilderflut der Altstadtfreund:innen eine ebenfalls bildgewaltige Freiraumvisionen gegenübergestellt und ab Sommer 2009 der Bürgerdialog zur Zukunft der Mitte wieder aufgenommen. 2009 beschloss der Senat als Grundsätze für die künftige Planung und Entwicklung,



die vorhandenen Potenziale zu nutzen, die Geschichte sichtbarer zu machen nutzen und den Freiraum als Grundlage der städtebaulichen Qualifizierung zu betrachten. Ziel sei es, Defizite insbesondere mit Blick auf die Verkehrssituation und die mangelnde Verflechtung nach Norden abzubauen. Die Bauzeit für die U-Bahnverlängerung sollte für eine intensive Kommunikation und Beteiligung genutzt werden. Das Baukollegium stellte dazu 2010 folgende Thesen auf:

- 1.—Für die Entwicklung und Gestaltung des Rathausforums muss zunächst ein Programm formuliert werden.
- 2.—Das Rathausforum ist als Stadtraum zu sehen und kann nicht als öffentlicher Platz im Zusammenhang mit vorhandenen und ggf. auch neuen Bebauungen interpretiert werden.
- 3.—Das Rathausforum symbolisiert auf Grund seiner Lage und Zentralität, seiner Größe, seiner Adressen sowie seiner Position im Stadtkörper und öffentlichen Raumsystem die «Mitte von Berlin». Es repräsentiert die Stadt und ihre Bürger. Es verkörpert die Größe, vielleicht auch die Monumentalität der bedeutendsten Metropole in Deutschland. Es erzählt die lange wechselvolle und dramatische Geschichte der Stadtgesellschaft und ihrer Bürger.
- 4.—Das Rathausforum bezieht aus seiner großräumigen und seiner konkreten städtebaulichen Einbindung seine Bedeutung, Funktionalität und künftige Gestaltung.
- 5.—Das Rathausforum lebt von den zentralen Adressen und dem besonderen Ensemble aus Rathaus, Fernsehturm, Marienkirche und Humboldt-Forum, aber auch von den Wohn- und Dienstleistungsnutzungen und den vielfältigen Anrainern mit ihren Angeboten für Kultur, Bildung, Kommerz, Freizeit und Vergnügen. Auf die zugehörigen Objekte (Ikonen) und Strukturen am Rand und in der Tiefe muss es als öffentlicher Raum mit Erschließungsmöglichkeiten, Freiflächen und Nutzungsangeboten reagieren.
- 6.—Das Rathausforum ist nach dem gegenwärtigen Erkenntnisstand weder ein gänzlich öffentlich nutzbarer Freiraum, noch ein Standort, den es weit gehend wieder zu bebauen gilt.
- 7.—Der Begriff «Rathausforum» eignet sich als Bezeichnung für ein strategisches Projekt der Stadtentwicklung von Berlin.

[gekürzt, ausführlich auf der Website von SenStadtWol]

Die neue Debatte ging mit einer deutlichen Diversifizierung der Akteur:innen einher und bezog sich anders als früher auch auf die Qualitäten des Bestandes. Der Bund deutscher Architekt:innen Berlin veranstaltete 2012 in der Reihe «Vierzigaufvierzig» einen weiteren Ideenaufwurf und eine Ausstellung «In der Mitte der Stadt» zum stadträumlichen Potenzial des Areals zwischen Alexanderplatz und Spree. Als extreme Pole einer modernen Auffassung zum Umgang mit diesem Bereich seien der Vorschlag von Urs Füssler und Eike Becker genannt. Während der eine «Im Bauch des Wals» u.a. 3.440 Wohnungen in Blockkanten bildenden Hochhausseiben unterbringen wollte, schlug der andere in der Mitte der Stadt ein riesiges Feld für Urban Gardening vor.

2014 folgte dann der Aufruf von «Think Berlin!», einer Gruppe junger Planer:innen und Forscher:innen, «Für eine neue gemeinsame Mitte – gegen Reprivatisierung». Und im Sommer 2015 startete der Senat die Stadtdebatte «Alte Mitte – Neue Liebe», an der sich auch die Hermann-Henselmann-Stiftung mit einer eigenen Publikation und Position beteiligte (siehe Abb., S. 25). Die in leidenschaftlicher Auseinandersetzung hervorgebrachten zehn Bürger:innenleitlinien wurden vom Abgeordnetenhaus 2016 beschlossen. Auf ihnen basiert der aktuelle laufende Wettbewerb.

So hat sich in den letzten Jahren die politische Positionierung der den Senat tragenden Parteien sowie einer breiten jüngeren Architekt:innenschaft von der Altstadtbewegung immer mehr abgesetzt.

Jahrzehnte nach dem Ende der DDR können wir das uneingelöste Versprechen dieses Freiraums gerade in der aktuellen Situation neu verstehen. Nach den Restriktionen infolge der Corona-Pandemie sehnen wir uns nach Wiederbegegnungen im öffentlichen Stadtraum – im grünpfropften urbanen Freiraum für alle, anspruchsvoll und nutzbar gestaltet, in der Mitte der Stadt!

**KATRIN LOMPSCHER** Bezirksstadträtin und Senatorin a.D., studierte nach dem Abitur und einer Lehre auf dem Bau Städtebau in Weimar, bis 1996 an der Bauakademie der DDR, dem IRS Erkner u.a. Institutionen mit wiss. Projekten zur gesamtstädtischen Planung Berlins und seiner Umland-Beziehungen befasst. Anschließend war sie Beraterin, Mandats- und Amsträgerin mit Schwerpunkt der Berliner Stadtentwicklung.

**CORDELIA POLINNA** Dr. Ing., Jahrgang 1975, hat Stadt- und Regionalplanung und Urban Design in Berlin und Edinburgh studiert. Von 2011–2013 war sie Gastprofessorin für Planungs- und Architektursoziologie an der TU Berlin. Seit 2017 ist sie Geschäftsführende Gesellschafterin der Urban Catalyst GmbH.

# RATHAUSFORUM ALTSTADT ODER WELTSTADT

«Berlin verfügt im Stadtzentrum zwischen Spree und Berliner Stadtbahn, Karl-Liebknecht-Straße und Rathausstraße über einen großen Freiraum, der bisher als «Rathausforum» bezeichnet wird. Der Namensvorschlag sollte anklingen lassen, dass der Freiraum zwar vor zwanzig Jahren mit der nationalen Wiedervereinigung seine Bedeutung als städtebauliches Zentrum der damaligen Hauptstadt der DDR verlor, aber seither als Stadtraum am Roten Rathaus für das kommunale Berlin eine neue Perspektive eröffnet.» (SenStadt 2010)

Die Abfolge der verschiedenen Planwerksfassungen von 1996 bis zum zuletzt verabschiedeten Stand von 2010 zeigt das politische Ringen um das historisch wie stadträumlich besonders bedeutsame Areal des heutigen Rathausforums. Während in der Mitte der 90er Jahre eine Teilbebauung im Planwerk vorgeschlagen wurde, so hat sich seit 2009 die Entscheidung für den Erhalt und die behutsame Weiterentwicklung des Areals gegen die Re-Inszenierung eines Altstadtquartiers schrittweise politisch durchgesetzt. Zweimal beschloss das Abgeordnetenhaus

darüber, 2009 und 2016. — Die Entwicklung des «urbanen Metropolenraums» war in der Bau- und Planungsgeschichte Berlins lange angelegt, sie wurde in der DDR in nachkriegsmoderner Gestalt souverän verwirklicht. Der Fernsehturm als Höhendominante Berlins bezeugte den Anspruch des Freiraumes als Stadtmitte. Was mit der Umcodierung des Fernsehturms als Landmark und Wahrzeichen der ganzen Stadt gelang, kann und muss auch mit dem Freiraum unter dem Fernsehturm gelingen. — So beschloss das Abgeordnetenhaus im Mai 2009, dass der Senat «stadtenwicklungspolitische Grundsätze zur Gestaltung des grünpfropften öffentlichen Stadtraums zwischen Spree und S-Bahnhof Alexanderplatz» vorlegen sollte. U.a. verabschiedete der Senat im Juli 2009 folgende Grundsätze: — • Starke räumliche Fassung der Randbebauungen — • Hoher Grünanteil der Flächen — • Prägung durch Solitärbauten — • Betonung der Zentralachse, die der Fernsehturm und das Humboldt-Forum vorgeben — • Die Erlebbarkeit der historischen Bedeutung soll gestärkt werden — • Einrichtung eines «Archäologischen Fensters» — • Der Freiraum als Grundlage der städtebaulichen Qualifizierung — • Erhaltung und Qualifizierung der Freifläche im Kontrast zu den umliegenden verdichteten Bereichen. Wenn Bebauung, dann für eine öffentliche Nutzung. — • Beeinträchtigungen werden beseitigt oder vermindert, z.B. Verkehrsbelastung, Abriegelung von Nachbarquartieren, Funktionsverluste und Gestaltungsdefizite von Randbebauungen und Freiflächen. — • Intensiver Diskurs- und Planungsprozess bis die Einrichtungen für die U-Bahnbaustelle voraussichtlich 2017 abgebaut werden.» — 2014 beauftragte das Abgeordnetenhaus den SPD-CDU-Senat, die Gestaltung der Mitte Berlins durch einen diskursiven Prozess in Angriff zu nehmen. Die daraus erwachsenen Bürgerleitlinien wurden vom Abgeordnetenhaus fraktionsübergreifend 2016 beschlossen. Dennoch stellen starke Lobbygruppen und die unermüdliche Fraktion der Rekonstrukteur:innen den erarbeiteten Konsens bis heute immer wieder in Frage.

## FREIES DENKEN IST IN BERLIN NUR SCHWER MÖGLICH

THOMAS FLIERL IM GESPRÄCH  
MIT SENATSDIREKTORIN REGULA LÜSCHER

**TF:** In der langen Geschichte der Debatte um das Rathausforum waren die Ergebnisse des Workshops «Visionen 2009» besonders umstritten (vgl. Abbildungen). Die Architekturbüros David Chipperfield und Graft sowie das Landschaftsbüro Kiefer waren eingeladen, nicht konkurrierende Varianten, sondern gemeinsam verschiedene Ideen für das Rathausforum zu entwickeln. Wie kam es dazu?

**RL:** Als ich 2007 nach Berlin kam, war ich erstaunt über die Heftigkeit des Streits der verschiedenen Lager, die entweder den Bestand nur erhalten oder aber in die Vergangenheit zurückbauen wollten. Mir war sofort klar, dass es sich hier um die Überlagerung verschiedener Zeitschichten handelt und wir nicht zurück, sondern nach vorn gehen müssen. Der Workshop mit zwei Architekturbüros und einem Landschaftsbüro, die in Berlin gewisses Gewicht haben und keiner der streitenden Seite zugeordnet werden können, sollte als Lockerungsübung dienen. Es galt, Zukunftsbilder zu erzeugen, die der Diskussion einen neuen Horizont eröffnen. Wie sich bald herausstellte, habe ich dabei allerdings die Tiefe der ideologischen Gräben und die verbreitete Verweigerung des Dialogs in Berlin unterschätzt.

THOMAS FLIERL

**TF:** Es war wohl vor allem der Vorschlag «Uferterrassen», der die EnthusiastInnen von Alt-Berlin empörte, da er die Planung von Gerhard Kosel von 1959, der das «Zentrale Gebäude» mit einem Wasserbecken umgeben wollte, variierte, indem nun die Spree bis an die Marienkirche geführt wurde.

**RL:** Es ging darum, die Wohnscheiben um den Fernsehturm als Raumkanten aufzufassen, wie ein Ufer, – um die Fläche dazwischen neu zu sehen. Niemand dachte ernsthaft daran, das Rathausforum zu fluten, und keiner hatte Kosel im Kopf. Zugegeben, man hätte Kosels Idee von 1959 im Hinterkopf haben sollen, und auf die Präsentation dieser Variante verzichten sollen. Aus Zürich war ich anderes gewohnt: Neugierde und Freude an radikalen Vorschlägen, um dann das Wünschenswerte und Machbare zu finden. Freies Denken ist in Berlin kaum möglich, das musste ich lernen. Immerhin fiel in dieselbe Zeit die Temporäre Kunsthalle auf der Schlossfreiheit und nach dem Abriss des Palastes der Republik die Zwischengestaltung der grünen Freifläche mit dem archäologischen Fenster an dessen Stelle.

**TF:** Beim Rathausforum ging es aber nicht recht voran.  
**RL:** Senatorin Ingeborg Junge-Reyer (bis 2011) war parteiintern unter Druck, hat mich aber bereits unterstützt bei der Umsteuerung. Unter Michael Müller als Stadtentwicklungssenator entwickelten wir die Ideen für eine IBA zur inneren Peripherie der Stadt und veranstalteten den Ideenwettbewerb Urban Living, um endlich den Fokus der Debatten nicht mehr «Mittezentriert» zu führen, sondern die Städtebaudebatte neu auszurichten. Die ganze Zeit waren politisch gut vernetzte, starke Kräfte aus den Reihen der «Traditionalisten» in der Presse aktiv, um eine Neuausrichtung zu verhindern. Dennoch ist es gelungen, dass wir vom Abgeordnetenhaus 2014 den Auftrag erhielten, zur Gestaltung der Berliner Mitte einen diskursiven ergebnisoffenen Prozess auf den Weg zu bringen, der die Zivilgesellschaft und die Politik gleichsam einbindet. Die im Dialogprozess «Alte Mitte – neue Liebe» 2015 erarbeiteten Bürgerleitlinien wurden im Juni 2016 vom Abgeordnetenhaus fraktionsübergreifend als Arbeitsgrundlage zur weiteren Entwicklung des Stadtraums beschlossen.

**TF:** Warum hat es aber nun seit 2016 eine ganze Legislaturperiode gedauert, bis der Wettbewerb zur Freiraumgestaltung ausgeschrieben wurde?

**RL:** Für die Verzögerung gibt es verschiedene Gründe. Zum einen musste der notwendige Beteiligungsprozess aufgesetzt werden. Dazu war für die Stadtwerkstatt der richtige Ort zu finden, wir fanden sie an der Karl-Liebknecht-Straße, und die Institution selbst aufzubauen. Schließlich gestaltete sich die Abstimmung mit der Senatsverwaltung für Umwelt, Verkehr und Klimaschutz (SenUVK) nicht einfach. Wie lange haben wir über die Straßenbahn in der Spandauer Straße geredet – es war nichts zu machen. Außerdem konnte man keinen Wettbewerb ausschreiben, solange die Finanzierung der vorgeschlagenen Maßnahmen ungesichert war. Da es sich um einen grünpfropften Stadtraum handelt, war auch hier das Einvernehmen mit SenUVK herzustellen. Schließlich hat die Pandemie die Beteiligungsprozesse stark eingeschränkt. Ich bin dennoch sicher, dass der Wettbewerb Ergebnisse hervorbringen wird, an denen auch der neue Senat nicht vorbeigehen wird. Die Rekonstruktionsfreunde werden nur dann wieder Oberwasser gewinnen, wenn SPD und CDU gemeinsam den Senat bilden, alle anderen denkbaren Konstellationen stehen hinter der Qualifizierung des bestehenden grünpfropften Stadtraums als Ort der Stadtgesellschaft.

**REGULA LÜSCHER** (geb. 1961) studierte Architektur an der ETH Zürich, arbeitete in privaten Architekturbüros in Wien und Zürich, ab 1998 im Amt für Städtebau der Stadt Zürich tätig, zuletzt als stellvertretende Direktorin. Seit 1. März 2007 Senatsbaudirektorin im Rang einer Staatssekretärin in Berlin.

# DER FREIRAUM-WETTBEWERB DES SENATS UND SEINE VORGESCHICHTE

THERESA KEILHACKER / MATTHIAS GRÜNZIG

untersuchte die Möglichkeiten eines klimaverträglichen Umganges mit dem Regenwasser im Freiraum.

Auf Basis dieser Gutachten begann im Herbst 2018 die Vorbereitung des freiraumplanerischen Wettbewerbs zum Rathausforum / Marx-Engels-Forum. Auch dieser Prozess war mit einem vielfältigen Bürgerbeteiligungsverfahren verbunden. Zwischen Herbst 2018 und Frühjahr 2020 fanden zahlreiche Projektwerkräume, Fachlabore, Stadtlabore, Foren und Online-Beteiligungen statt, bei denen die Bürger ihre Vorstellungen einbringen konnten. Diese Veranstaltungen bedeuteten zugleich eine neue Qualität der Bürgerbeteiligung: Im Unterschied zu den Stadtforen der neunziger Jahre, in denen die Experten auf dem Podium diskutierten und die Bürger auf die Zuschauerplätze verbannt wurden, fand hier ein Dialog auf Augenhöhe statt. An Tischen und Tafeln diskutierten Mitarbeiter der Verwaltung, Vertreter von Interessengruppen, Fachleute und Bürger über die Zukunft des Freiraumes. Jeder konnte seine Ideen einbringen, jede Meinung fand Gehör. Bei Bedarf wurden die Debatten durch Input-Vorträge von Experten vertieft. Beispielsweise referierten der Verkehrsexperte Weert Canzler vom Wissenschaftszentrum Berlin über die Mobilität der Zukunft, der Landschaftsarchitekt Stephan Strauss zum Denkmalschutz des Freiraumes unter dem Fernsehturm und des Marx-Engels-Denkmal. Zudem fand das Partizipationsverfahren an einem sehr attraktiven Ort statt. Denn im Sommer 2018 wurde in der Karl-Liebknecht-Straße die Stadtwerkstatt eröffnet, die dank ihrer zentralen Lage am S-Bahnhof Alexanderplatz von allen Teilen der Stadt aus gut erreichbar ist.

Tatsächlich entwickelte sich das Partizipationsverfahren zu einem großen Erfolg. Die schwellenlose Gestaltung des Verfahrens lockte erstaunlich viele Bürgerinnen und Bürger in die Stadtwerkstatt. Gemeinsam wurde beraten, wie der Freiraum zukunftsfähig gemacht werden kann. Die Diskussionen offenbarten, dass die von den Medien gern hochgespielten Konflikte zwischen Freiraumbefürwortern und Bebauungsbefürwortern kaum noch eine Rolle spielten. Viel wichtiger waren Fragen der Ökologie und der Aufenthaltsqualität. Ein zentrales Thema war die Anpassung des Freiraums an den Klimawandel. Das Jahr 2019 stand im Zeichen der Klimaproteste von «Fridays for Future», diese Themen strahlten auch auf die Stadtwerkstatt aus. Diskutiert wurde, wo zusätzliche Bäume gepflanzt werden können. Naturschützer wiesen auf die vielfältige Tierwelt auf dem Freiraum hin und forderten Maßnahmen zu ihrem Schutz. Intensiv wurde beraten, wo zusätzliche Flächen entsiegelt werden könnten, damit das Regenwasser im Sinne der «Schwammstadt» im Boden versickern kann. Einen großen Raum nahm das Thema Verkehr ein. Fast alle Beteiligten waren sich einig, dass der PKW-Verkehr im Gebiet reduziert werden sollte. Und schließlich wurde auch über die Nutzung der angrenzenden Gebäude debattiert. Vor allem Künstler äußerten den Wunsch, die Gewerbeschosse an der Rathaus- und Karl-Liebknecht-Straße für kulturelle Nutzungen zu öffnen.

Auch wurde der Bereich um den Fernsehturm nicht isoliert betrachtet, sondern es ging immer auch um die Zukunft der Stadt insgesamt. Wie muss sich die Stadt verändern, damit sie den Herausforderungen der Klimakrise gerecht wird? Viele dieser Debatten kosteten viel Zeit und Kraft, und oft prallten Positionen unvereinbar aufeinander. Beispielsweise wünschten sich viele Bürger ein gut beleuchtetes Marx-Engels-Forum. Naturschützer dagegen lehnten helles Licht mit Rücksicht auf die Tier-

welt ab. Doch am Ende wurden zu fast allen Fragen einvernehmliche Positionen gefunden, die Eingang in die Wettbewerbsauslobung fanden. Allein diese Debatte hatte einen Wert an sich: Selten wurde über die Zukunft der Stadt so kompetent und engagiert diskutiert wie hier.

Gleichzeitig hatte die Wettbewerbsvorbereitung auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn die Senatsverwaltung für Umwelt, Verkehr und Klimaschutz lieferte kein Konzept für eine Verkehrsberuhigung in der Berliner Mitte, das in dem Beschluss des Abgeordnetenhauses eigentlich gefordert wurde. Zudem brachten die Bürger viele Vorschläge ein, die nur langfristig umsetzbar waren. Auf diese Probleme reagierte die Wettbewerbsauslobung mit einer Zweiteilung des Wettbewerbs: In der ersten Phase können die Teilnehmer radikale Visionen für die Zeit um 2040 entwerfen. In einer zweiten Phase werden dann realisierungsfähige Konzepte gefordert, die ab 2024 umgesetzt werden sollen.

Und dann stand der Wettbewerb auch noch zeitweilig auf der Kippe. Denn im März 2020 brach auch über den Wettbewerb die Corona-Krise herein. Der ursprünglich für April 2020 geplante Wettbewerbsstart wurde auf Oktober 2020 und dann auf unbestimmte Zeit verschoben. Schließlich hat auch der Druck der beteiligten Bürgerschaft dafür gesorgt, dass der Wettbewerb am 14. Januar 2021 doch noch starten konnte. Nach den jetzigen Planungen soll er im August 2021 abgeschlossen werden.

Natürlich ist das umfangreiche Partizipationsverfahren kein Garant dafür, dass der Wettbewerb am Ende wirklich ein Erfolg wird. Doch eines hat das Verfahren schon jetzt geleistet: Der Freiraum zwischen Fernsehturm und Spree ist mit dem Geschichtsbewusstsein einer zusammengewachsenen Großstadt ein Ort der gemeinsamen Zukunft geworden.



# STADT · FORUM · MITTE POSITION

Der zentrale, namenlose Raum zwischen Alex und Spree ist von den Berliner:innen fast vergessen worden. Das Ende der Baustellen und die neue Erreichbarkeit des Ortes mit der U-Bahn ermöglichen es nun, Geschichte, Qualitäten des Ortes wiederzuentdecken und seine Zukunftsoptionen zu erkunden.

Der Raum hat nicht nur eine noch erkennbare Struktur aus den 1960/70er Jahren, sondern wurde in großen Teilen in den letzten Jahren bereits baulich erneuert, am markantesten und weitgehend gelungen um den Fernsehturm und an der Marienkirche. Die Maßnahmen lassen aber noch kein Gesamtkonzept erkennen, auch fehlt die Vernetzung mit den angrenzenden Quartieren. Zur Gestaltung des Freiraumes gehört substanzial die Aktivierung der Publikumsnutzungen in den Erdgeschossen der Wohnscheiben und der Fußbebauung des Fernsehturms. Außer dem Roten Rathaus, der Stadtwerkstatt und der Marienkirche gibt es keine öffentlichen Funktionen. Das ist angesichts der Zentralität des Ortes völlig unzureichend. Das größte Manko des Raums verursacht der Verkehr: in Bezug auf Dichte, Barrierewirkung und Flächenverbrauch. Hier liegen zugleich die größten Potenziale für die Aufwertung des Raumes.

Der mittlerweile Jahrzehnte währende Streit um die Zukunft dieses zentralen Ortes wurde 2015 mit den Bürgerleitlinien für die Berliner Mitte zugunsten des Freiraumes entschieden. Nachdem das Abgeordnetenhaus diese Leitlinien 2016 bestätigt hatte, begannen die Vorbereitungen für den landschaftsplanerischen Wettbewerb. Zahlreiche Fachgutachten wurden erstellt, eine umfassende Bürgerbeteiligung begleitete auch diesen Prozess. Der lange Zeitraum bis zur Ausschreibung Anfang 2021 war auch der Tatsache geschuldet, dass Bauherren und Finanzierung, diese zumindest für einen ersten Realisierungsabschnitt, gefunden werden mussten. Der Wettbewerb wird vor den Wahlen 2021 abgeschlossen sein und hoffentlich eine gute Grundlage für die weitere Gestaltung bilden.

## ÖFFENTLICHER FREIRAUM IN DER STADT DER ZUKUNFT

Die Stadt in und nach Zeiten mit Corona braucht mehr denn je qualitätsvolle öffentliche Freiräume. Stehen andere Zentrumsbereiche noch vor dem großen Funktionswandel der konsumistisch-fordistischen City, ist diese grüne Mitte bereits auf Zukunft angelegt – stadtkulturell und stadtoökologisch.

Der Freiraum unterm Fernsehturm ist der zentrale Freiraum der Berliner\*innen und ihrer Gäste. Er verbindet den hochurbanen Alexanderplatz mit den Kulturorten und historischen Bauten der alten Stadtmitte. Mit dem Fernsehturm als Landmark und Wahrzeichen der Stadt, dem Roten Rathaus als politischem Zentrum der Stadt und der Marienkirche als Zeugnis des vormodernen Berlins, mit der bereits historisch gewordenen Aufstellung des Neptunbrunnens (1969) und des Marx-Engels-Denkmals (1986) ist dieser zentrale Bereich prädestiniert, die gebrochene Geschichte und den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg zu verkörpern. Weitere verborgene Spuren der Geschichte des Ortes sollten sichtbar gemacht und erläutert werden. Keinen Sinn macht es aber, in die Geschichte zurückzubauen.

Der Raum bietet sich vielmehr an, den sorgsam Umgang mit Vegetation, Versiegelung und Wasserhaushalt sowie gestalterische Lösungen für Hitze- und Sonnenschutz zu demonstrieren, neue öffentliche Aufenthaltsqualitäten und attraktive Gestaltungen zu schaffen: ein grünteppiger Stadttinnenraum, ein Wohnzimmer Berlins.

Nicht die weitere Bebauung, sondern die weitere Entsigelung des Areal führt in die Zukunft, vor allem an der Spandauer und der Karl-Liebknecht-Straße. Der Raum muss wieder ein angenehmer und attraktiver Ort der Begegnung und des Verweilens von Menschen aller Generationen und Herkünfte sein. Der Platz vor dem Rathaus muss der Ort für Protest und Feier der Berliner:innen sein. Am Spree entsteht ein Park. Park, Platz und Gartenanlage – ein **Stadt Forum** für die **Mitte** Berlins.

## DER RAHMEN DES FREIRAUMS

Die großen Wohnscheiben an der Rathausstraße und der Karl-Liebknecht-Straße prägen in Verbindung mit dem Fernsehturm die Maßstäblichkeit des Freiraums, der sich bis zur Spree erstreckt. In umgekehrter Richtung, aus Richtung Unter den Linden, hat der Fernsehturm seinen großen Auftritt.

**Rathausstraße:** Der Platz an der Post und der Durchgang zur Parochialstr. brauchen gestalterische Aufwertung und Aufenthaltsqualität. Nach der Fertigstellung der schmaleren Grunerstraße gewinnen die Durch- und sichere Übergänge zum Klosterviertel an Bedeutung. Die Durchgänge waren Teil der früheren Rathauspassagen. Sie müssten geöffnet und sichtbar werden. Da die städtische WBM Vermieter ist, sollten hier öffentliche Nutzungen dominieren.

Die in der Rathausstraße geplante **Straßenbahn** darf nur eine geringe Barrierewirkung entfalten und für den Radverkehr keine Gefahr sein. Die Haltestellen dürfen keine wichtigen Wegebeziehungen stören. Fußgänger:innen müssen wie auf dem Alexanderplatz Vorrang haben.

## KATRIN LOMPSCHER / CORDELIA POLINNA

Das Rote **Rathaus** sollte von der geschlossenen Regierungszentrale zu einem stärker öffentlichen Ort werden. Dafür bietet sich neben dem geplanten archäologischen Fenster das westliche Souterrain an, das seit Jahren leer steht. Hier sollten die vielfach geforderten Räume für die Initiativen der Stadtgesellschaft eingerichtet werden.

Die **Spandauer Straße** ist ein neuralgischer Ort, sie teilt den linearen ausgerichteten Freiraum zwischen Alex und Spree. Im Zusammenhang mit der Verkehrsberuhigung von Lustgarten und Unter den Linden plädieren wir dafür, sie für den Autoverkehr zu sperren. Tramgleise und Wege für Radfahrer:innen sollen in die Grüngestaltung integriert werden und keine Barrieren sein.

Durch die Parkplätze am Straßenrand wird das **Nikolaiviertel** zu sehr vom Park an der Spree getrennt. Diese Situation wäre schon durch verkehrsorganisatorische Änderungen leicht zu beheben.

Die **Karl-Liebknecht-Straße** ist eine viel zu breite, zu viel und zu schnell befahrene Straße. Sie blockiert die Querung der Fußgänger:innen, trennt die rahmenden Bauten vom Freiraum. Deshalb sind eine Verringerung der Straßenbreite, leichtere Querungen und eine Temporeduzierung unbedingt notwendig.

Das **Wohn- und Geschäftshaus** Karl-Liebknecht-Straße verfügt über einen lebendigen Nutzungsmix im Erdgeschoss und 1. OG. Beim absehbaren Nutzungswandel sollten öffentliche und nichtkommerzielle Angebote gestärkt werden. Die Stadtwerkstatt braucht einen besser erkennbaren Zugang und möglichst zusätzliche Räume im Erdgeschoss. Die prinzipiell gute Anlage des Durchgangs zur Rosenstraße sollte zum Verweilen für Fußgänger:innen einladen. Die Parkplatznutzung an der Sackgasse Rosa-Luxemburg-Straße muss aufgegeben werden.

## DER FREIRAUM SELBST

**Umfeld und Umbauung Fernsehturm:** Die Sanierung der Freiflächen am Eingang zum Fernsehturm vor einigen Jahren hat die Nutzungsqualitäten bereits verbessert. Die Gewerberäume der Umbauung orientieren zu einseitig auf Tourist:innen. Ausstellungen sollten sich auch die Berlin:innen wenden.

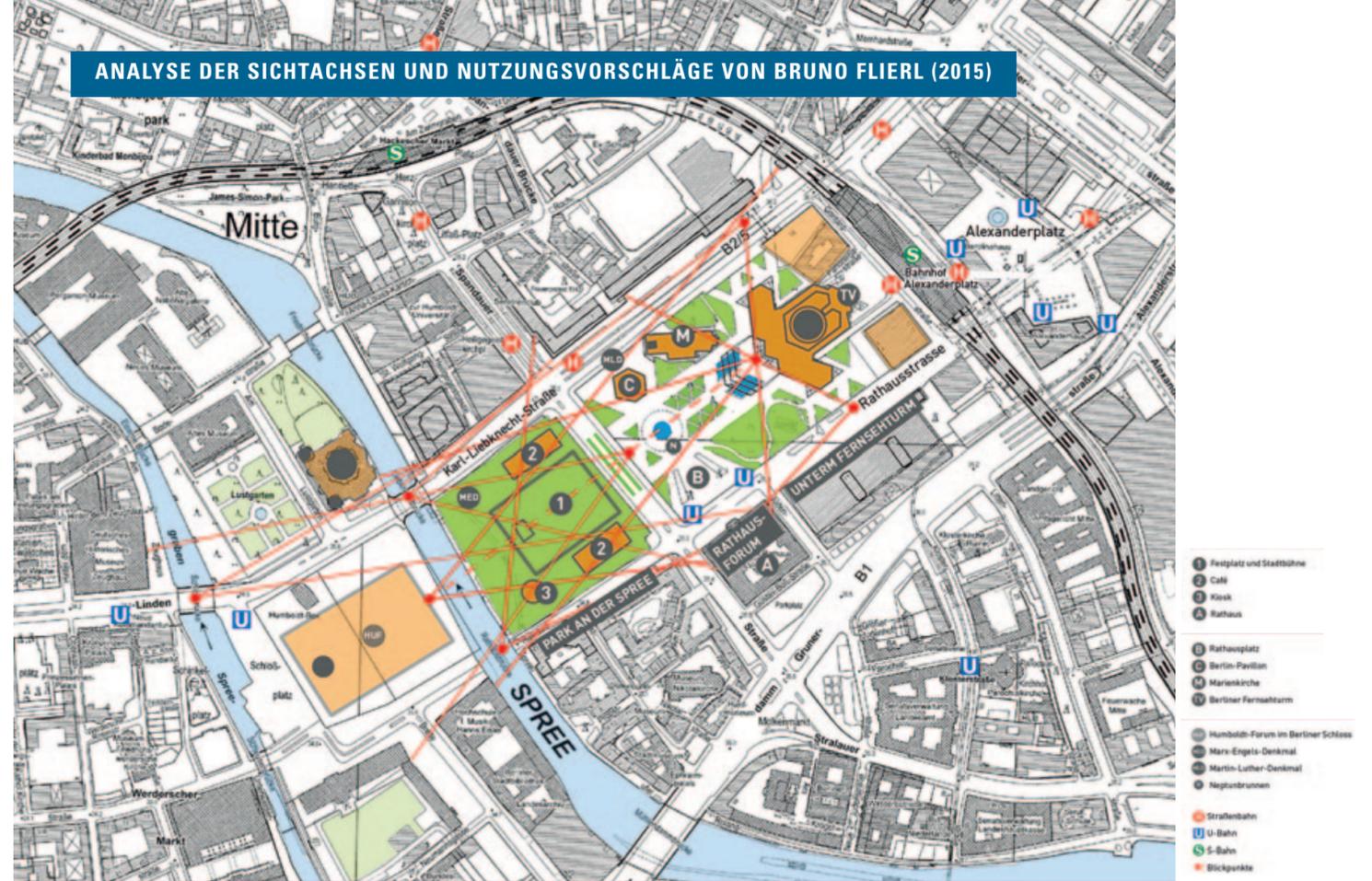
**Marienkirche und Umfeld:** Die Neugestaltung der Außenräume hat die Situation erheblich verbessert, allerdings besteht zur Karl-Liebknecht-Straße eine Engstelle zwischen Fahrbahnen und Kirchhofeinfriedung, die spätestens bei Verlegung des Verkehrs auf die Nordseite beseitigt werden kann. Gleiches gilt für den Standort des Lutherdenkmals, dessen historische Dimension künftig als Negativform in den Boden eingelassen werden soll. Die von der Kirche erhobenen Raumbedarfe könnten in den Gewerberäumen an der Karl-Liebknecht-Straße befriedigt werden. Für eine bauliche Ergänzung an der Kirche fehlt schlicht der Platz und sie würde auch das Freiraumensemble erheblich stören.

**Kaskaden/Rosenbeete:** Die sanierten Kaskaden prägen den Freiraum maßgeblich und sollten wie früher mit mobilen Stühlen oder anderen Elementen zum Sitzen ergänzt werden. Die Rosenbeete ließen sich möglicherweise zeitgemäß erneuern und dabei und nutzungsöffener gestalten.

**Neptunbrunnen:** Der Brunnen hat eine zentrale Position in der axialen Gestaltung des Freiraums und muss am Standort verbleiben. Wie die jahrelange Praxis von Kundgebungen, Demonstrationen u.a. Veranstaltungen beweist, behindert der Brunnen diese Nutzungen keineswegs und er nahm auch keinen Schaden.

Das Marx-Engels-Forum war immer mehr ein Gedenkhain und sollte zum **Park an der Spree** werden. Das Denkmalensemble wird an seinen ursprünglichen Aufstellungs-ort versetzt. Bei der Neugestaltung des Areals könnte die Größe des Rondells reduziert werden, um mehr nutzbare Grünfläche zu gewinnen. Der alte Baumbestand muss erhalten bleiben und ergänzt werden. Parktypische pavillonartige Bauten für Café/Imbiss, WC-Anlagen, Lesehallen, Räume für kleine Ausstellungen etc. können einerseits die Verbindung zum Nikolaiviertel stärken und andererseits die Raumbildung zur Karl-Liebknecht-Straße verbessern.

## ANALYSE DER SICHTACHSEN UND NUTZUNGSVORSCHLÄGE VON BRUNO FLIERL (2015)



24

25

## LEBEN «UNTERM» FERNSEHTURM

VANESSA CARLOW

Der Fernsehturm ist eine Ikone herausgehobener geschichtlicher, kultureller und architektonischer Bedeutung mit weltweiter Ausstrahlung und Identifikation – für eine Zeit gehörte ich zu dem Kreis der Menschen, die «unterm» Fernsehturm wohnen, arbeiten und leben.

Ich bin Jahrgang 1975 und in Potsdam aufgewachsen. Ab und an, wenn meine Mutter eine Dienstreise nach Berlin machte, durfte ich mit. Ihr Dienstauftrag führten meine Mutter und mich damals zum Haus der Elektroindustrie in die heutige Alexanderstraße. Nach der langen Südumrundung Berlins versprach der verheißungsvolle Teilblick des «Stiels» des Fernsehturms bei Ankunft am Bahnhof Alexanderplatz einen aufregenden Tag. Diese Stadt war so modern und schick. Hier würde ich gern leben wollen, wenn ich erst einmal groß war!

Später bin ich nach dem Architekturstudium und einem fast zehnjährigen Auslandsaufenthalt in das Umfeld des Fernsehturms gezogen – als es noch ganz einfach war, dort eine WBM-Wohnung zu bekommen. Selbst unter Architekt\*innen schien es damals noch nicht ausgemacht, dass die moderne Ost-Berliner Mitte als solche einen hohen Wert darstellte – so zumindest meine Wahrnehmung der Stigmatisierung der «Ost-Architektur» damals. Mir war das aber egal! Und so landete ich inmitten einer intakten Nachbarschaft, die mich als jungen Neuzugang freundlich aufnahm.

Meine neue Heimat war zunächst geprägt von «Erstbezügler\*innen», also Menschen und Familien, denen dereinst das Privileg zuteil geworden war, direkt nach der Erstellung der Bauten einzuziehen zu dürfen. Unter ihnen Menschen, die im diplomatischen Dienst der DDR tätig gewesen waren, genauso wie Wissenschaftler\*innen, Kellner\*innen der umliegenden Hotels, die zu DDR-Zeiten dort eine Wohnung erhalten hatten, aber auch Küchenfrauen,

Arbeiter\*innen und Künstler\*innen – eine bunt gemischte Nachbarschaft im besten Sinne! Mieterbeiräte sorgten dafür, dass Probleme, die bei der Modernisierung der Wohnungen oder im Alltag auftraten, besprochen und in Kooperation mit den Ansprechpartner\*innen der WBM gelöst wurden. Eine Zeitlang war ich selbst im Mieterbeirat engagiert, was mir die Gelegenheit einer Art Binnensicht auf die Nachbarschaft gab.

Mit der dynamischen Entwicklung der Ost-Berliner Mitte, vollzog sich auch ein Wandel unserer Nachbarschaft. Das Areal rund um den Fernsehturm wurde zurecht zu einer Projektionsfläche des metropolitanen Anspruchs Berlins! Nach und nach füllten sich die umliegenden Baulücken oder DDR-Bauten wurden durch neue ersetzt. Viele neue Menschen zogen hinzu. Viele neue Arbeitsplätze entstanden. Grün- und Freiflächen und Nischen verschwanden, die verbliebenen wurden von deutlich mehr Menschen (und Hunden) genutzt. Beeinträchtigungen durch die vielen Baustellen und vor allem Verkehrsemissionen nahmen zu. Auch von den Strapazen überheißer Sommer können die Einwohner\*innen von Mitte berichten.

Zuletzt verdeutlichte die Corona-Pandemie und ihre gespenstisch verödeten Straßenzüge und Plätze, wie sehr man als Einwohner\*in der Alten Mitte im Normalfall gewappnet sein muss, seine Nachbarschaft alltäglich mit unglaublich vielen Autos und Menschen mit ganz unterschiedlichen Interessen zu teilen.

Dem immer aufregender werdenden Leben rund um den Fernsehturm muss im Sinne der Nachbarschaften vor Ort daher nun wieder eine gewisse Alltagstauglichkeit abgerungen werden! Denn ohne die Fürsorge und das Engagement mit der sich meine ehemaligen Nachbar\*innen um sich selbst und ihr Umfeld sorgen, wäre die Mitte nicht die Mitte.

Mehr Alltagstauglichkeit bedeutet vor allem schöner und nutzbarer gestaltete Freiflächen mit Angeboten für alle Altersgruppen – für Besucher\*innen und die Menschen vor Ort. Bessere Angebote für Familien mit Kindern und Strategien der radikalen Klimaanpassung für die bestehenden Quartiere sind ebenso wichtig. Die Beeinträchtigungen durch den Autoverkehr müssen deutlich minimiert und Touristenströme besser organisiert werden. Events, wie die diversen Märkte müssen deutlich reduziert und hochwertiger sein – man soll nicht mehr nach Mitte kommen, um sich unterm Fernsehturm zu betrinken, sondern, um Teil der reichen Kultur unserer Stadt zu sein. Endlich muss man wieder in der Spree schwimmen können...

Nach vielen Jahren unterm Fernsehturm ging meine Zeit in Mitte vor einem halben Jahr zu Ende. Mit meinem kleinen Kind fand ich es zunehmend schwierig, uns ein gutes Leben zu organisieren. Wir vermissen unsere alte Nachbarschaft und den täglichen Blick auf den Fernsehturm – aber irgendwann kommen wir zurück.

**PROF. DR. VANESSA MIRIAM CARLOW** ist Architektin und Stadtplanerin. Sie ist Gründerin von COBE Berlin und Leiterin des Instituts für Nachhaltigen Städtebau an der Technischen Universität Braunschweig.



# ALLMENDE NOCH KEINE AGORA

Orte, die Tageszeiten und somit Rhythmus haben, sind interessant. Solche Orte verdienen das Prädikat öffentlich. Der Potsdamer Platz in Pandemiezeiten ist ein schrecklich gutes Beispiel dafür, was mit Orten passiert, die zu hundert Prozent kommodifiziert wurden, und deren einzige Einladung lautet: *Tritt ein und gib Geld aus oder bete das Geld wenigstens an!* Ein Ort, der den Begriff «Freiraum» ganz gewiss nicht verdient. Der ist auch nie dafür benutzt worden, so viel Ehrlichkeit war stets. Eine Rodelbahn mit künstlichem Schnee – Klimawandel ist immer woanders – verkörpert diese Ehrlichkeit auf angenehm brutale Weise. Ich bin in den vergangenen Monaten zwei Mal durch die Schluchten des Platzes gelaufen, auf der Suche nach einer auch unter Coronabedingungen geöffneten Toilette, und war beeindruckt von der dystopischen Anmutung und Leere, die Lust machte, laut zu rufen *Ist hier jemand?* Ich hatte jedoch ein wenig Angst davor, keine Antwort zu bekommen.

Aber wir reden über den Freiraum unterm Fernsehturm. Wo eine Menge Stadtkaninchen leben, die es am Potsdamer Platz wahrscheinlich nicht gibt. Wo man wohnungslose Menschen in Papierkörben nach Flaschen und anderen nützlichen Dingen kramen sieht. Wo sich unbeleitete minderjährige Geflüchtete treffen könnten – Kids und Jugendliche, die es elternlos übers Mittelmeer oder auf dem Landweg bis hierher geschafft haben –, lieber bleiben die aber auf den acht Hektar Beton des Alexanderplatzes in der Nähe der Weltzeituhr mit Blick auf die für sie erschwinglichen Sehnsuchtsorte Primark, New Yorker und Co. Wo manchmal disziplinierte Trinker auf den Bänken sitzen, um ein Palaver zu halten, Holsten knallt nicht am dollsten, Sternburg macht das Rennen. Wo in heißen Sommern Schatten ist, was ein immer dringlicheres Gut zu werden scheint, und wo man selbstgemachte Brote essen und selbst gebrühten Kaffee trinken könnte, wenn die Geldbörse nichts anderes zuließe. Wo man – nach der jahrelangen U-Bahn-Baustelle – wieder einmal vors Rote Rathaus ziehen kann, um für oder gegen etwas zu demonstrieren oder etwas zu feiern.

Wo – nach der Pandemie – wieder die dem Alltag entflohenen Tourist:innen auf die Wohnungslosen treffen. Wo noch immer zu wenige Berliner\*innen, selbst Anwohner\*innen Anlass haben, hinzugehen, zu verweilen und sich entspannen in der Mitte der Stadt aufzuhalten.

Mit seiner weiten und offenen Gestaltung ist der Raum zwischen Bahnhof Alexanderplatz und Spree schon irgendwie die Mitte. Jedoch in einer Metropole, der Doppelstadt Berlin, die über viele Zentren in den Bezirken und mit dem Bereich zwischen Bahnhof Zoo und Breitscheidplatz und eben dem Bereich zwischen Alexanderplatz und Spreeinsel gleich über zwei Haupt-Zentren verfügt. Der Raum zwischen Bahnhof und Spree – eine Allmende, der noch das Zeug zur Agora fehlt, aber was nicht ist, könnte noch werden –, hat sich auf erstaunliche Weise allen ökonomischen und politischen Begehrlichkeiten widersetzt, nach der DDR vor die DDR zurückzubauen. Nicht allzu sehr überformt, hat er überdauert, um nun, anderthalb Generationen später neue Wertschätzung zu erfahren.

Dass man am Ende des Ganzen und über die Spree auf ein Schloss und somit die wiederbelebte Geste des Absolutismus blicken muss, ist ein Elend, an dem sich nichts mehr ändern lässt. Dieses Elend wird nicht viel kleiner durch den angeklebten Neubau und ein Nutzungskonzept als Humboldt-Forum. Die Entscheidung, das Schloss wieder zu errichten, bleibt ein Lobgesang auf Herrschaftsarchitektur und eine Huldigung, die in heutigen Zeiten niemand wirklich braucht. Eine Mischung aus Geschichtsvergessenheit und Naivität – am nahen Schinkelplatz werden Luxus-

KATHRIN GERLOF

appartements damit beworben, dass einen gleich nebenan der Atem der Geschichte streift. Soll er, Hauptsache er wabert nicht über die Spree Richtung Fernsehturm, denn hier ließe sich anderes machen. Denn hier ist – noch – Freiraum, Leer-Raum, sich stets neu zu erfinden und, nach der Pandemie wichtiger denn je: sich zu begegnen.

In einem schönen Kinderbuch über eine neugierige Schildkröte, die den seltsamen Namen Fischbrötchen trägt, weil sie größer als ein solches nicht ist, macht sich das Tier auf die Suche nach einer Erklärung, was ein Loch, eine Leere ist. Und lernt, dass es ein Nichts mit was Drumherum darstelle.

Nun ist der Freiraum unterm Fernsehturm, dieser kleine «Central Park» mit der Fußbebauung des Turms, den Kaskaden, dem barocken Gartenparterre und dem Park an der Spree mit dem Denkmal, kein Nichts. Central Park ist gewiss eine Übertreibung, denn das Grün gibt es nicht am Stück, aus der Luft betrachtet, fügt es sich jedoch ganz schön.

Auf jeden Fall ist der Freiraum leer genug, ihn zu denken und zu diskutieren. Solche Orte gibt es in dieser Stadt nicht mehr allzu viele. Alles hat seine Nutzung, fast jedes seinen Preis. Das Private lässt sich nicht mehr öffentlich verhandeln. Obwohl es politisch ist. Und zum Glück – natürlich auch im Ergebnis politischen Handelns und starken Bürger\*innenwillens, sowie einer Topografie, die es hergibt – verfügt diese Stadt über sehr viel Grün und begehbare Freifläche, über Parks und bewachsene Trümmerberge.

Hier aber kann verhandelt werden. Und in die Verhandlung könnte zuerst einmal einfließen, dass dieser Freiraum umgeben ist vom ausgeräumten Traum der autogerechten Stadt. Eine kleine grüne Allmende umtost von Verkehr. Leute, möchte man rufen: *Diskutiert das Grün in der Mitte und fordert, dass ringsum nur noch wenig Autos fahren. Sperrt die Straßen um den Freiraum für den Individualverkehr. Gebt uns, die wir hier wohnen und leben, gute Gründe, uns hier aufhalten zu wollen. Gründe, die sich nicht aus geschwollenen Füßen nach einer ermüdenden Shoppingtour speisen. Gebt uns Bäume, eine Wiese, Bänke, auf denen sich sitzen lässt. Verschont uns mit Welterklärung, Schaukästen und Verleifanz. Und wenn doch, dann macht es behutsam und vermeidet schwarze Pädagogik. Da hinten steht das Schloss! Wir wissen also, worauf es hinauslaufen kann, lässt man Euch nur freie Hand und mischt sich nicht ein oder bekommt keine Möglichkeit, mitzumischen.*

Die große Frage ist, ob inmitten einer bereits überwältigend festgezurten Realität – konsumorientiert, weil kapitalfixiert – ein kleiner Freiraum, der wirklich Allmende und vielleicht sogar Agora ist –, überhaupt mehr sein kann, als die Illusion eines öffentlichen Raumes, der niemanden ausschließt und viele einlädt? Das «Alexa» ist von dort aus nicht zu sehen, aber als brutal-ehrliche Geste und in seiner ungeschlachten Hässlichkeit atmet es sich rüber. Weil es sagt: *Das hier ist Eure Gegenwart und Eure Zukunft. Lasst alle Hoffnung fahren. Ich bin das Alpha und das Omega.*

Womit man bei der Frage wäre, wie eine Diskussion aussehen könnte, die jene einbindet – und wenn sie nicht eingebunden werden wollen, zumindest mitdenkt –, die ihre Palaver gern an einem lebendigen Ort mitten in der Stadt abhalten, ihr Sternburg auf einer Bank mit Blick auf den Neptunbrunnen trinken möchten, den Kindern erzählen wollen, dass Kaninchen nur zu klein geratene Osterhasen sind, und für die der Trampelpfad noch immer der beste Weg und jedes Stück Grün eine Hoffnung auf Klimavernungft ist.

## ALLMENDE

[al' mēndə]

**Abgeleitet vom mittelhochdeutschen «algemeinde», englisch «Commons». Die Allmende umfasste einst sämtliche gemeinschaftlich genutzten Weiden, Wälder, Wiesen, Heiden, Steinbrüche, Moore, Fisch- und Jagdgründe innerhalb der Dorfgemarkung. Belegt ist die Allmende seit dem 10. Jahrhundert; möglicherweise gab es sie aber schon zu Beginn der christlichen Zeitrechnung in Urformen der germanischen Landnutzung und im antiken Griechenland. Außer in einigen Bergregionen gibt es die Allmende nach historischem Vorbild in Europa heute nicht mehr.**

## AGORA

[ago' ra:]

**Die Agora (ἀγορά *agorá*, *agorá*, Plural *Agorai*) war im antiken Griechenland der zentrale Fest-, Versammlungs- und Marktplatz einer Stadt. Sie war damit eine bedeutende gesellschaftliche Institution und ein kennzeichnendes Merkmal der griechischen Polis. Als zentraler Kultplatz war sie der Veranstaltungsort vieler – für die Ausbildung einer gemeinsamen Identität entscheidender – religiöser Feste mit gymnischen und musischen Agonen. Als Ort der Volks- und Gerichtsversammlungen kam ihr eine herausragende Rolle für das geordnete Zusammenleben in der Gemeinschaft zu. Bei Homer gilt das Fehlen einer Agora als ein Anzeichen für Recht- und Gesetzmäßigkeit. Laut Herodot war die Agora für den Perserkönig das bestimmende Merkmal einer selbstständigen griechischen Stadt.**

Es ist schwer, derer Wünsche und Ideen habhaft zu werden. Die melden sich nicht von sich aus in einer Stadtdebatte an, haben keine Zeit oder Möglichkeit, an einem Werkstattverfahren teilzunehmen, und das Leben verlangt ihnen zu viel ab, als dass sie sich zu einer Initiative zusammenschließen könnten. Freifläche heißt ja nicht per se, dass man sich dort frei oder zumindest für einen Moment befreit fühlen kann. Der schöne Kontrast zwischen absoluter Symmetrie in der feudalen Anmutung eines französischen Gartens am Fuße des Fernsehturms und der doch gewissen Leichtigkeit und Unordnung der daran anschließenden Grünflächen ist ein Angebot, das Öffentliche wertzuschätzen und vorzuhalten. Da lässt sich was draus machen.

KATHRIN GERLOF ist freie Journalistin und Autorin. Sie ist Mitglied im Nachbarschaftsverein KMA 2 und schreibt regelmäßig Kolumnen im KM-Magazin für das Fördergebiet KMA 2.

# ARGUMENTE FÜR DEN ERHALT UND EINE BEHUTSAME WEITERGESTALTUNG

## DER FERNSEHTURM UND DIE MARIENKIRCHE

MATTHIAS GRÜNZIG

Der Bau des Fernsehturmes veränderte das Gebiet zwischen Alexanderplatz und Spree radikal. Ein wenig bekannter Aspekt dieser Umgestaltung war die Sanierung der Marienkirche, die durch die Bauarbeiten eine enorme Aufwertung erfuhr. Um die Veränderungen zu ermessen, die der Bau des Fernsehturmes mit sich brachte, muss man sich die Lage der Marienkirche vor 1964 vor Augen führen. Zwar hatte die Kirche nach 1945 einen Bedeutungszuwachs erfahren. Die Marienkirche war nach ihrem Wiederaufbau von 1945 bis 1948 die einzige nutzbare Innenstadtkirche von Ost-Berlin, folgerichtig war sie de facto die Hauptkirche Ost-Berlins. Hier fanden wichtige kirchliche Ereignisse statt, einen Höhepunkt markierte die Predigt von Martin Luther King am 13. September 1964. Auf der anderen Seite aber litt die Marienkirche unter ihrem unattraktiven städtebaulichen Umfeld. Bis 1964 war die Kirche von Brachflächen, Gebäuderesten und wilden Parkplätzen umgeben. Die Touristen verirrteten sich nur selten in dieses Gebiet. Selbst West-Berliner Stadtrundfahrten ließen die Marienkirche trotz aller Bemühungen der Gemeinde links liegen.

Diese Situation veränderte sich mit dem Bau des Fernsehturmes und seines Umfeldes radikal. Plötzlich befand sich die Marienkirche in einer exponierten Lage, sie war Teil des zentralen Ensembles der Hauptstadt der DDR. Die Architekten und Planer dieses Ensembles waren sich der Bedeutung der Marienkirche bewusst. Von Anfang an war klar, dass die Marienkirche auf respektvolle Weise in das neue Ensemble eingebunden werden musste. Ein Abriss der Marienkirche stand selbstverständlich nie zur Debatte.

Die Planer lösten die Aufgabe, in dem sie die Marienkirche frei stellten und als unübersehbaren Solitär auf dem großen Freiraum inszenierten. Eine weitere städtebauliche Einbindung vermittelte die Fernsehturm-Umbauung von Walter Herzog und Rolf Heider. Sie entwarfen einen Gebäudekomplex, dessen Flügel um 120 Grad abgewinkelt wurden und die dadurch die Schrägstellung der Kirche aufgriffen. Auch die von Hubert Matthes und Dieter Bankert entworfene Freiflächengestaltung reagierte auf die Kirche: Die Dreiecksstrukturen stellten einen Bezug zur Schrägstellung der Kirche her, ein diagonaler Weg vom Neptunbrunnen über das Hauptportal der Marienkirche zur Rosenstraße vermittelte ebenfalls zur Schräglage der Kirche. Schon diese Gestaltung machte deutlich, dass die Marienkirche keine Randerscheinung, sondern ein integraler Bestandteil des Ensembles um den Fernsehturm war.

Die Neugestaltung des Gebietes um den Fernsehturm hatte zudem Konsequenzen für den baulichen Zustand der Marienkirche. Denn das Ensemble um den Fernsehturm sollte ein möglichst attraktives Erscheinungsbild abgeben, folgerichtig sollte sich auch die Marienkirche in einem guten Erhaltungszustand präsentieren. Deshalb fanden 1967 und 1968 Verhandlungen zwischen der Gemeinde St. Nikolai und St. Marien, dem Magistrat

und dem Institut für Denkmalpflege über die Sanierung der Kirche statt. Am Ende wurde ein umfangreiches Sanierungspaket vereinbart, das die Erneuerung der Turmhalle, die Sanierung des Chors und die Sanierung des Daches umfasste. Die Kosten von rund 750.000 Mark wurden je zur Hälfte von kirchlichen und staatlichen Stellen übernommen. Dank dieser Gelder konnte die Sanierung zwischen 1968 und 1970 realisiert werden.

Im Rahmen der Sanierung wurden aber auch neue Elemente hinzugefügt. Diese wurden von Künstlern geschaffen, die auch an anderen Gebäuden des Fernsehturm-Ensembles ihre Spuren hinterlassen haben. Ein Beispiel ist der Berliner Metallbildhauer Achim Kühn, der die eleganten Stahlstühle für den Freiraum und mehrere Werbeanlagen gestaltet hatte. Achim Kühn entwarf neue Eingangstüren aus handgetriebenem Kupferblech, die an stilisierte Kreuze erinnerten. Und der Magdeburger Glasgestalter Reginald Richter, der später die «gläserne Blume» im Palast der Republik schaffen sollte, entwarf ein kunstvolles Oberlicht.

Im Oktober 1970 wurde der Abschluss der Sanierung mit einer großen Festwoche gefeiert. Den Höhepunkt bildete die Aufführung von Händels «Der Messias» in der «bis auf den letzten Platz» besetzten Kirche am 31. Oktober 1970. Nun glänzte die Marienkirche neben dem Fernsehturm. Die neue städtebauliche Gestaltung machte die Marienkirche zu einem unübersehbaren Höhepunkt des großen Freiraumes am Fernsehturm. Entsprechend groß war das Interesse an der Kirche. Der Freiraum am Fernsehturm wurde täglich von Tausenden Berlinern und Touristen frequentiert, viele von ihnen machten einen Abstecher in die Kirche. Das städtebauliche Mauerblümchendasein der Marienkirche gehörte endgültig der Vergangenheit an.

Angesichts dieses Bedeutungsgewinns war es verständlich, dass die neue städtebauliche Situation von der Gemeinde und anderen Kirchenvertretern geradezu euphorisch kommentiert wurde. Pfarrer Helmut Orphal begeisterte sich 1970: «Mit Rathaus, Fernsehturm und Neptunbrunnen sowie den repräsentativen hochgeschossigen Wohnhäusern und ihren noch im Ausbau befindlichen mehrstöckigen Geschäftspassagen in der Rathausstraße und Karl-Liebknecht-Straße bildet die Marienkirche ein auch von ausländischen Besuchern voll Bewunderung anerkanntes Ensemble, in dem eine städtebaulich einzigartige Lösung gefunden wurde.» Eva Pohle von Evangelischen Kunstdienst schwärmte, dass «diese Kirche durch den Neubau des Zentrums in einem bisher noch nicht dagewesenen Mittelpunkt der Stadt gerückt» sei. Und Generalsuperintendent Gerhard Schmitt konstatierte, dass die Marienkirche durch die Umgestaltungsmaßnahmen «zur zentralen Repräsentationskirche der Hauptstadt» aufgestiegen wäre.

Allerdings übertraf das nun einsetzende Interesse alle Erwartungen, denn die Marienkirche wurde von Besuchern regelrecht gestürmt. Einen zusätzlichen Schub erfuhr das Interesse durch die zahlreichen Veranstaltungen

gen, die auf dem Freiraum stattfanden. Beispielsweise war der Freiraum im Juli und August 1973 der Schauplatz der Weltfestspiele der Jugend und Studenten. Die Marienkirche beteiligte sich an diesem Festival mit Ausstellungen, Konzerten und einem ökumenischen Jugendgottesdienst. Der Besuch der Kirche an diesen Tagen sprengte alle Rekorde: An den zehn Tagen des Festivals wurden rund 100.000 Besucher gezählt. Pfarrer Helmut Orphal zeigte sich beeindruckt vom respektvollen Verhalten der Jugendlichen. Andererseits geht aus seinem Bericht auch hervor, dass die kleine Gemeinde von dem Ansturm völlig überrollt wurde und «daß der durch die zentrale Lage bedingte außerordentlich hohe Zustrom zur Marienkirche die Kräfte der hier Beschäftigten in bedenklicher Weise überbeanspruchte».

Die Gemeinde reagierte auf das neue Interesse mit neuen Angeboten. Sie veranstaltete regelmäßige Kirchenkonzerte, bei denen große Chorwerke, wie «Ein deutsches Requiem» von Johannes Brahms, «Die Schöpfung» von Joseph Haydn oder die Oratorien von Johann Sebastian Bach, aufgeführt wurden. Der Evangelische Kunstdienst veranstaltete Kunstausstellungen mit Werken von Marc Chagall, Otto Dix, Werner Stötzer und Achim Kühn. Zahlreiche prominente Geistliche predigten in der Marienkirche, darunter der US-amerikanische Bürgerrechtler Ralph Abernathy, der Erzbischof von Canterbury Donald Coggan, der Generalsekretär des ökumenischen Rates der Kirchen Philip Potter und der Exarch der russisch-orthodoxen Kirche, Metropolit Philaret. Zudem fanden in der Kirche hochkarätig besetzte Diskussionsforen zu aktuellen Themen statt.

Die prominente Lage der Marienkirche führte auch nach 1970 zu umfangreichen Sanierungsarbeiten. Die barocke Kanzel von Andreas Schlüter, die Altarbilder von Bernhard Rode, historische Grabmäler und Tafelbilder wurden mit erheblichen staatlichen Fördergeldern erneuert. Allerdings gingen nicht alle Wünsche der Gemeinde in Erfüllung. 1967 schlug die Gemeinde die Nutzung von Räumen im Komplex Karl-Liebknecht-Straße für die Gemeindegemeinschaft vor. Superintendent Eckhard Brix richtete am 12. Oktober 1967 eine entsprechende Anfrage an den Ost-Berliner Magistrat. Konkret schlug er «einen 100 Personen umfassenden Chorraum, ein Instrumentenzimmer, ein Arbeitszimmer für den Kirchenmusikdirektor und ein weiteres für seine Sekretärin» vor. Der Vorschlag kam jedoch zu spät. Denn der Ost-Berliner Magistrat hatte bereits am 23. Juni 1967 die Nutzung der Gewerbeschosse beschlossen. Die Gemeinde erhielt deshalb Räume an anderer Stelle.

Dennoch war der Bau des Fernsehturmes ein Glücksfall für die Marienkirche. Am Ende zählte die Marienkirche zu den am meisten besuchten und zu den am besten instandgehaltenen Kirchen der DDR. Ohne die Neugestaltung des Gebietes um den Fernsehturm wäre diese Erfolgsgeschichte kaum möglich gewesen.



# WARUM DER NEPTUNBRUNNEN VOR DAS RATHAUS GEHÖRT

## STEPHAN STRAUSS

Stadtplanung und Freiraumplanung sind politische Künste. Berlins Magistrat hatte liebedienerisch und sich zum «höheren Stand» hingezogen fühlend, Kaiser Wilhelm II. 1891 einen Brunnen geschenkt: neobarock, prächtig, 18 m breit und 10 m hoch. Das zu einer Zeit, da das Elend der Berliner in den Mietskasernen der Gründerzeit unbeschreiblich groß war. Ganze Familien lebten in 1-Raum-Souterrain-Wohnungen nebst tagsüber dort nächtigenden Schlafburschen. Dem Herrscherhaus, das in dem von ihm vom Zaune gebrochenen 1. Weltkrieg Millionen Tote zu verantworten hatte, wurden nach der nur halben Novemberrevolution von der Reichsregierung unendliche der armen Bevölkerung abgepresste Reichtümer zugeeignet. Das Herrscherhaus hat dann in der Hoffnung auf Wiedererlangung alter Bedeutung den Nationalsozialismus gefördert, an dessen Ende Deutschland, und auch die Berliner Innenstadt, in Trümmern lag. Heute versuchen deren Nachkommen, die nach dem 2. Weltkrieg in Ostdeutschland erfolgten Enteignungen ihrer Besitztümer rückgängig zu machen.

1969 gab der Magistrat von Ost-Berlin den zuvor in der Gießerei Lauchhammer restaurierten Brunnen an die Berliner Bürger zurück und stellte ihn als Mittelpunkt der neuen Freiraumachse auf den Platz vor dem Berliner Rathaus. Zumindest von da an sprach man auch in westdeutschen Reiseführern vom Neptunbrunnen (vgl. Christa Mörstedt-Jauer, *Die halbe Hauptstadt*, 1987 Berlin/West). Kulturaffine Menschen beiderseits der Grenze sprachen eher vom Begas-Brunnen, nach dem Bildhauer. Der Brunnen wurde dabei zum Dreh- und Angelpunkt eines großen zentralen Freiraums entlang einer für die res publica, die Öffentlichkeit gestalteten Achse: Alexanderplatz, Fernsehturm, Wasserkaskaden, Neptunbrunnen, Marx-Engels-Forum, Foyer im Palast der Republik. Die Geschichte dieses Stadtraumes, die Einzigartigkeit der Schaffung eines großen Freiraums auf zuvor heterogen bebauten Flächen im Zentrum einer Millionenstadt, wird im vorliegenden Heft beschrieben.

### Wie ist der aktuelle Stand?

In einer «Bürgerwerkstatt» genannten Gesprächsreihe der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen sollten die Grundlagen für den aktuellen Freiraumwettbewerb erarbeitet werden. Bei den zahlreichen Terminen gab es allerdings keinen zur Nachkriegsentwicklung oder zur Entstehung der derzeitigen Gestaltung. Die Verwaltung erklärten in der ersten Veranstaltung auf Nachfrage: «... das machen wir bei den Einzelthemen mit...» – was jedoch bis auf die Vorstellung der aktuellen Neugestaltung

direkt an St. Marien nicht geschah. Archäologie des Ortes, Straßenbahntrassen, Protokollanforderungen des Rathauses, Regenwassermanagement, Arten- und Naturschutz, Resilienz, Beleuchtung sowie Sicherheit hingegen waren wichtige, über Stunden diskutierte Themen. Zur Darstellung der denkmalpflegerischen Situation wurden dann knappe 15 Minuten vorgegeben. Eine Karte der nach dem Berliner Denkmalschutzgesetz geschützten Bereiche, wurde trotz ausdrücklicher Bitte des Referenten an den Veranstalter, nie aufgehängt und so den Teilnehmern vor-enthalten. In die Absicht der Veranstalter passende Karten hingegen hingen dort dauerhaft. Der Neptunbrunnen steht jedoch am heutigen Standort unter Denkmalschutz. Die diesen Freiraum seinerzeit entwerfenden Landschaftsarchitekten, allen voran Prof. Hubert Matthes (Ost), wurden nicht eingeladen. Auch den Landschaftsarchitekten und Gartenhistoriker Axel Zutz (West), er hat sich ausführlich wissenschaftlich mit dem Ort beschäftigt und dazu publiziert, lud man nicht zum Vortrag ein.

Verständnis oder Wertschätzung für die Nachkriegshistorie des Ortes konnte so bei den Teilnehmern gar nicht entstehen. Stets blieb der heutige, teils desaströse Zustand des Ortes alleiniger Ausgangspunkt für ein Planungserfordernis. Dabei ist dieser Zustand das Ergebnis der seit Mitte der 90er Jahre stark reduzierten Unterhaltung und Pflege des Freiraums. Dies war nach seiner Anlage ein Ort für gärtnerische Meisterschaft, heute sind die Flächen heruntergekommen und wie die ganze Stadt fast blumenleer. Die für das Grün Berlins verantwortliche Senatorin Günther und ihr Staatssekretär Tidow, beide von den Grünen, wollen von einer verbesserten personellen und materiellen Ausstattung der Grünflächenpflege in den bezirklichen Ämtern nichts wissen. Wie wird der Ort nach einer Neugestaltung dann wohl bald wieder aussehen?

Die z.T. ästhetisch hochwertige, aber für den Freiraum insgesamt planlose Umgestaltung einzelner Bereiche, wie vor der Marienkirche, in den letzten Jahren (alles unter Aufsicht der Senatsbaudirektorin) bringt nun zusätzliche Probleme. Wegen des Einsatzes von EU-Finanzmitteln dürfen diese Bereiche bis 2030 gar nicht verändert werden. Also droht hier ein Jahrzehnt lang wieder nur Flickwerk statt einer Gesamtgestaltung.

Und während Hans Georg Büchner (letzter Stadtgartendirektor von Ost-Berlin) den hohen Anteil öffentlicher Flächen in den Zentren der Städte einmal als eine der wertvollsten Hinterlassenschaften der DDR für die Allgemeinheit im vereinigten Deutschland bezeichnete – dieser Freiraum könnte an diesem Ort ja langfristig in der Berliner Stadtentwicklung so etwas wie der Central Park

in NY sein – mobilisieren andere Lobbygruppen das stadsgeschichtliche Interesse – wissentlich oder nicht –, um der Immobilienwirtschaft den Weg zu ebnen, trommeln, um der grauen Rasterfassade der Schloss-Replik entlang der Spree eine neue Alt-Stadt an die Seite zu stellen: Fake City. So erfreulich es ist, dass der Freiraumwettbewerb zwingend vorgibt, das Marx-Engels-Denkmal und den Neptunbrunnen am Ort zu erhalten, so schwach sind die Begründungen für diesen urbanen Freiraum in der Metropole selbst.

Die Entfernung des Neptunbrunnens aus dem Freiraum unterm Fernsehturm wäre der entscheidende Schritt, dem Stadtforum Berlins vor dem Rathaus seine Mitte zu nehmen. Gut, dass Berlins Senat dem Ansinnen der Bundesregierung widersprochen hat, den Neptunbrunnen mit Mitteln der Bundesregierung auf den wieder so genannten Schlossplatz zu stellen!

Am Schlossplatz, direkt neben der Schlossreplik, entstünde zudem wieder eine jahrelange großräumige Baustelle, allein im Untergrund. Ein großes Heizkanalbauwerk wäre abzureißen und in der Nähe neu zu errichten. Vorhandene Versorgungsleitungen wären zu verlegen. Außerdem müssten Fundamente für den Brunnen und eine unterirdische Brunnenstube nebst Zugang für die Pumpenanlage neu gebaut werden. Alles extrem schwierig in dem dort historisch dicht mit Leitungen belegten unterirdischen Raum.

Die Versetzung des Neptunbrunnens wäre eine Unterwerfungsgeste der Stadt, liebedienerisch wie 1891, wäre die Rücknahme der souveränen Geste der Stadt, den Neptunbrunnen zurück vor das eigene Rathaus zu holen. Erstaunlich: Während niemand auf die Idee kommt, die vom NS-Regime auf den Großen Stern gestellte Siegesssäule zurück vor den Reichstag zu holen, wollen einige den Brunnen nun der Replik des Hohenzollern-Schlusses andienen. Wiederholen wir nicht die Abräumung der Stadtgeschichte! So, wie es Walter Ulbricht mit seinen Anordnungen zum raschen Abriss der Schlossruinen in Berlin und Potsdam vorgemacht hat. Durch dessen Drängen auf schnelle Sprengung der Schlossruine hatte der während des Krieges durch Ummauerung geschützte Brunnen übrigens dann erst nach dem Krieg 1950 Schaden genommen!

**STEPHAN STRAUSS**, Dipl. Ing., Garten und Landschaftsarchitekt, Gartendenkmalpfleger, Gärtner, 2002 bis 2017 Vizepräsident der Architektenkammer Berlin, langjähriges Engagement in Gremien der Stiftung Topographie des Terrors, der Karl-Foerster-Stiftung, der Stiftung Zukunft Berlin, im BdA und im BDLA.

# MARX UND ENGELS ZURÜCK

## THOMAS FLIERL

Das Marx-Engels-Denkmal wird demnächst wieder seinen Platz in der Mittelachse zwischen Spree und Fernsehturm einnehmen. Auf der kreisrunden befestigten Fläche war viele Jahre die U-Bahn-Baustelle untergebracht. Währenddessen war das Denkmal enger unter Bäumen an der Karl-Liebknecht-Straße aufgestellt worden.

In den 1950er Jahren bestand die Idee, den nach Abriss der Schlossruine geschaffenen Marx-Engels-Platz mit einem bis zu 25 m hohen Figuren-Denkmal für die beiden «Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus» auszustatten. Es sollte zugleich als Tribüne für den Demonstrationsplatz dienen und hätte über eine Brücke mit dem zentralen Gebäude in Verbindung stehen sollen, das auf dem Ostufer der Spree geplant war. Das war noch das, dem Moskauer Vorbild – Roter Platz, Lenin-Mausoleum/Tribüne, Kreml – nachempfundene stalinistische Modell. Henselmans Vorschlag von 1959, das Denkmal als Flachbau mit einer reliquienartigen Präsentation der Handschrift des Kommunistischen Manifests zu gestalten und dahinter einen Fernsehturm mit dem Sputnik als Symbol des technischen Fortschritts zu platzieren, sprengte bereits dieses Modell (vgl. Abb. auf S. 12–15). Durch die Verortung des Fernsehturms am jetzigen Standort (1969) und den Bau des Palastes der Republik (1976) auf der Spreeinsel war die Denkmalfrage aber offengeblieben.

Zunächst war für das Denkmal die Plattform des ebenfalls 1950 abgerissenen Wilhelmischen Nationaldenkmals vorgesehen, der Ort, an dem künftig die «Einheitswippe» stehen wird. An die Stelle einer Huldigung an Kaiser Wilhelm I. und die Reichseinigung 1871 konzipierte das Kollektiv unter Leitung des Bildhauers Ludwig Engelhardt ein mehrteiliges Ensemble, wandte sich damit zugleich von der Vorstellung der Parteiobere nach einem monumentalen Doppeldenkmal ab. In der Mitte sitzt Marx und steht Engels auf flacher Platte (Engelhardt) – beide in bescheidener Größe. Das Marmorrelief von Werner Stötzer stellt die Alte Welt, die Bronzereliefs von Margret Middell die Würde und Schönheit freier Menschen, die Metallstelen den Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft dar: kein heroisches Denkmal. Da der Marx-Engels-Platz vor allem als Parkplatz diente, wurde die Denkmalanlage 1986 zwischen Fernsehturm und Spree aufgestellt und entfaltete dort eine starke Wirkung.

Das Ensemble sollte nun in Absprache mit den Urhebern bzw. ihren Erben wieder am selben Ort, aber weniger raumgreifend auf einer verkleinerten Kreisfläche – so wie anfänglich geplant – aufgestellt werden: mit der Blickbeziehung zum Fernsehturm, wie auf einer Lichtung in einem erweiterten Park an der Spree.

# RÜCKBAU SPANDAUER STRASSE

## EIN OPTIMISTISCHER AUSBLICK

Theresa Keilhacker

Der europaweit offen als Ideen- und Realisierungswettbewerb ausgeschriebene Wettbewerb zur Freiraumgestaltung Rathaus- und Marx-Engels-Forum in Berlin Mitte ist das Ergebnis zähen Ringens unterschiedlichster Interessen im Herzen Berlins. Aufgabe der 1. Wettbewerbsphase ist es nun, eine Vision des Zielzustands 2040 als Idee für den Gesamttraum zu entwerfen. In der 2. Phase ist eine Herleitung zur eingereichten Vision aufzuzeigen. Im Ideenteil soll der Gesamttraum in einem Zwischenzustand im Jahr 2030 dargestellt werden, die Realisierungsteile sind in ihrer konkreten Umsetzung ab 2024 zu verdeutlichen. In der Wettbewerbsauslobung steht: «Die Gestaltung soll innovative und zukunftsfähige Antworten auf aktuelle Umwelt- und Verkehrsfragen geben und aufzeigen, wie öffentliche Freiräume zukünftig genutzt werden können.»<sup>1</sup>

Das Ergebnis des Bürgerbeteiligungsverfahrens «Alte Mitte – neue Liebe» 2015 mündete in zehn Bürgerleitlinien<sup>2</sup>. In der *Bürgerleitlinie 6* heißt es: «Die Berliner Mitte dient als «Grüne Oase» der Erholung, der Nachhaltigkeit und dem Stadtklima. Der heutige Anteil an Grünflächen soll nicht verringert werden. Die Grünflächen werden aufgewertet, ansprechend gestaltet und gepflegt.» Und unter *Bürgerleitlinie 7* steht: «Die Berliner Mitte wird verkehrsberuhigt. Sie wird leiser. Auch wird sie zukünftig besser mit den umliegenden Stadtvierteln vernetzt.»

Die Initiative «Offene Mitte Berlin»<sup>3</sup> bildete sich im Rahmen der Workshops zu den Bürgerleitlinien. Diese wurden am 9. Juni 2016 vom Berliner Abgeordnetenhaus beschlossen. Seitdem setzt sich die Initiative kontinuierlich für eine Aufwertung des grüneprägten öffentlichen Freiraums und eine Verkehrsberuhigung in diesem Gebiet ein.<sup>4</sup> Sie führte Ausstellungen und Veranstaltungen zur Geschichte des Areals durch und stieß mit ihrem «autofreien Protestpicknick» in der Spandauer Straße am 31. August 2019 – zusammen mit anderen Akteuren wie ADFC, BUND, Landesverband Berlin, Changing Cities e.V., Extinction Rebellion Berlin, Greenpeace Berlin, KIEZconnect e.V., Netzwerk Fahrradfreundliche Mitte und dem Verkehrsclub Deutschland (VCD), Landesverband Nordost e.V. – eine wichtige Debatte für eine stark verkehrsreduzierte Spandauer Straße an. Diese wirkt mit ihrem mehrspurigen belasteten motorisierten Individual- und Busverkehr wie eine Barriere zwischen Fernsehturm und Spree und trennt optisch und funktional die Grün- und Freiflächen unterhalb des Fernsehturms, vom Park an der Spree, dem sog. «Marx-Engels-Forum».

Bezirksbürgermeister von Berlin Mitte, Stephan von Dassel fragt in seinem Podcast #mittespricht am Tag des Protest-Picknicks: «Ist es normal, dass einige der

schönsten Gegenden Berlins von endlosen Blechlawnen zerschnitten und beherrscht werden? Ich meine: nein!»<sup>5</sup> Und auch Tagesspiegel-Redakteurin Susanne Ehlerding konstatiert in ihrem Artikel «Wenn die Stadt Vorfahrt hat», für den jährlichen Baukulturbericht in und aus der Hauptstadt: «Es tut sich was im öffentlichen Raum. Die Dominanz des Autos schwindet.»<sup>6</sup>

Der Verkehr auf der Karl-Liebknecht-Straße und Spandauer Straße sind hauptverantwortlich für die Lärm- und Feinstaubemissionen in diesem Gebiet. Zusätzlich wird durch Längsparkstreifen und parkende Reisebusse die Sichtachse zwischen Fernsehturm und Spree empfindlich gestört.

Der Wettbewerb bietet nun die Chance für einen Straßenrückbau und damit einhergehend eine starke Einschränkung des motorisierten Verkehrs: «Verkehrsspuren und Parkplätze des motorisierten Individualverkehrs können reduziert werden. (...) Die Verlängerung der Straßenbahnlinie M4 zum Potsdamer Platz in der Rathausstraße sowie in der Spandauer Straße muss sicher in die Gestaltung integriert werden. Der Fahrradverkehr in der Stadt soll gefördert und durch sichere und störungsarme Wege gestärkt werden.» Ausdrücklich gesucht werden neue Mobilitätskonzepte. Nach Berliner Mobilitätsgesetz<sup>7</sup> muss die Spandauer Straße mit einer mindestens 2 Meter breiten Radverkehrsanlage ausgestattet werden. Außerdem verläuft der Radfernweg Berlin-Leipzig von der Liebknechtbrücke, über die Spandauer Straße und bietet damit eine fahrradfreundliche Aufwertung des auch touristisch wichtigen Gebiets.

Lassen sich Teilnehmende des Wettbewerbs von der «grünen Revolution» der Bürgermeisterin von Paris, Anne Hidalgo, inspirieren und nutzen den neu gewonnenen Straßenraum für eine verkehrsrentschleunigte und landschaftsarchitektonisch anspruchsvolle Neuordnung der bisher asphaltierten Wüstenei Spandauer Straße?

Im August 2021 soll das Ergebnis des Wettbewerbs feststehen, hoffentlich mit einer grüneprägten Stadttraumgestaltung ohne Barriere-Wirkung und auf Augenhöhe mit den ambitionierten Plänen in Paris.

1 <https://stadentwicklung.berlin.de/aktuell/wettbewerbe/ausschreibungen/rathausforum/2021020800RueckfragenprotokollRathausforum.pdf> — 2 [https://stadentwicklung.berlin.de/plaen/staedtebau-projekte/alexanderplatz/downloads/altemitte-neue-liebe/AMN\\_Ausstellung-Buergerleitlinien.pdf](https://stadentwicklung.berlin.de/plaen/staedtebau-projekte/alexanderplatz/downloads/altemitte-neue-liebe/AMN_Ausstellung-Buergerleitlinien.pdf) — 3 <https://offenmitte.berlin.wordpress.com> — 4 <https://mein.berlin.de/ideas/2019-04488/> — 5 <https://www.youtube.com/watch?v=pAGeF30h7s> — 6 «Architektur Berlin», Baukultur in und aus der Hauptstadt, Braun Verlag 2020 — 7 <https://www.berlin.de/sen/uvk/verkehr/verkehrsplaene/mobilitaetsgesetz/>

**Theresa Keilhacker**, Dipl.-Ing. Architektin, seit 1998 Büro für Urban Design und Architektur mit Boris Kazanski in Berlin. 2014 Berufung in die Kommission für nachhaltiges Bauen (KNBau). Ein Ziel der KNBau ist es, die wissenschaftliche Diskussion zum nachhaltigen Bauen in die Praxis zu bringen.



[1] SEIT 1969 STEHT DER NEPTUNBRUNNEN VOR DEM ROTEN RATHAUS  
[2] DER SCHLOSSBRUNNEN OHNE SCHLOSS, HINTERGRUND ALTES MUSEUM UND ZEUGHAUS(1951)  
[3] BLICK VOM DACH DES PALASTES  
[4] DER WEG NACH SPANDAU BEGINNT GRÜN STATT GRAU

## ULRICH HARTUNG POSTHUMANE BAUTEN

Schon vor dem Bau des Nikolaiviertels hatte auf Seiten der linken Modernisten in Ost und West ein Umdenken begonnen. Sie erfassten die Geschichte und damit die Architekturgeschichte immer mehr in ihrer ganzen Kompliziertheit, öffneten die Augen vor dem Widerstand gegen die analytischen Entwurfsprinzipien der Moderne und erkannten früh den historischen wie alltagspraktischen Wert der Quartiere aus der Kaiserzeit an. Heute würde es keinem Linken mehr einfallen, deren Abriss zu fordern und sie als etwas Anderes zu sehen als sie sind: die neue Altstadt Berlins, innerhalb des S-Bahn-Rings und darüber hinaus.

Dass zu diesem größeren historischen Erbe die Bauten der Moderne gehören, als gleichwertige Zeugnisse emanzipatorischen Denkens, schließen sie aus einer Forschungsarbeit, die die gesamte Baugeschichte, nicht nur die deutsche, in ihren Wechselwirkungen zu erfassen versucht. Gleiches ist bei den Kämpfern für den «Wiederaufbau» der alten Stadt nicht auszumachen. Sie erfreuen sich an jedem Abriss eines Hauses aus den 1950er oder 1960er Jahren und am jedem neohistoristischen Ersatzbau, sehe der auch wie eine Melange aus Paul Ludwig Troost, erstem Baumeister des «Führers», und Maurermeister Schultze aus. Sie wenden sich speziell gegen den großzügigen Neuaufbau des Berliner Zentrums und beharren damit auf den alten Animositäten aus der Nachkriegszeit.

Damals hatte eine zweifache Kränkung die Rede von der doppelten Zerstörung des Stadtzentrums erzeugt. Der Vorwurf löste sich recht bald von seiner rationalen Grundlage, der Kritik am Abriss von störenden Baudenkmalen. Hinter der Kulturkritik steckte ein antislawisches Ressentiment, passend in eine Zeit, in der der Bundeskanzler Konrad Adenauer nach dem Zeugnis Willy Brandts von der «asiatischen Steppe» sprach, die ihn auf der Fahrt nach Berlin umgebe. Vor den «Horden» aus Gottfried Benns «Steppe» wurde noch gewarnt, als die ersten von über 4.000 Lückenwohnbauten in den kaiserzeitlichen Wohnvierteln Ost-Berlins entstanden, und die Rede von der Kulturbarbarei verstummte nicht einmal am Ende der 1960er Jahre, als sich die Straße Unter den Linden mit ihren restaurierten historischen Bauwerken und den klug eingefügten Neubauten, sämtlich aus Fertigteilen montiert, zeigte. Je mehr der Neuaufbau des DDR-Stadtzentrums vorankam und mehr historische Bauten im gesamten «Stadtbezirk Mitte» darin einbezogen wurden, desto mehr verlagerte sich die Kritik auf den Abriss einzelner anderer Bauwerke aus der Kaiserzeit, wie in den 1980er Jahren den der Gasometer am Thälmann-Park. Doch blieb der Vorwurf staatlicher Stadterstörung in der Erinnerung konserviert und konnte nach der Änderung der Machtverhältnisse wieder aufgelegt werden.

Das wurde schnell deutlich, als einige früher linke Stadtbaukritiker, die ihren Häuserkampf um die Erhaltung von Kreuzberger und Charlottenburger Mietshäusern begonnen hatten, dazu übergingen, seit Jahrzehnten Verschwundenem nachzutrauern. Eine Wohnumwelt mit Geschichte proklamierten sie nun als vornehmstes Menschenrecht. Es ging gegen den humanen Impetus der Moderne, wenn der «Stadtkämpfer» Dieter Hoffmann-Axthelm behauptete, hinter dem Alex beginne Asien, und der damalige SPD-Senatsbaudirektor Hans Stimmann 2001 dazu anregte, auf den Wohn-, Geschäfts- und Freizeitkomplex der Rathauspassagen eine Bombe zu werfen. Die vorherige Zerstörung, durch den Krieg, hatte es offenbar nicht gegeben: «Die Altstadt und mit ihr das Schloss wurden als wichtiger Teil der DDR-Bau- und Planungspolitik systematisch abgerissen, um an ihre Stelle die baulich-räumliche Inszenierung des DDR-Staatsraums treten zu lassen.»

Ein fanatischer Hass spricht sich hier aus, in seinem Furor nur dazu angetan, die Gegner mit ihren Argumenten schnell niederzumachen. Der Lärm soll zugleich von der eigenen historischen Erfahrung Stimmanns ablenken, aus den 1980er Jahren stammend, als er die neohistoristisch-monumentale Architektur der Stalinzeit wie die dazugehö-

rige Ideologie wohlwollend aufnahm. Die Rede von der «kritischen Verarbeitung der wertvollen nationalen Traditionen» hatte ihm derart imponiert, dass er sein Konzept einer «kritischen Rekonstruktion» der Kaiserzeitstadt danach benannte. Als ein autoritärer Charakter ist sich dieser Noske des Städtebaus treugeblieben.

Die Verfechter der Europäischen Stadt in Berlin haben aber auch positive Ziele. Was herauskommt, wenn man sie, im Auftrag des Senats, bauen lässt, kann auf dem Gelände des früheren Friedrichswerder besichtigt werden: Aus dem Grünstreifen zwischen dem Werderschen Markt im Norden und dem Spittelmarkt im Süden wurde ein geschlossenes Wohnquartier aus lauter gleich breiten hohen Privathäusern mit Eckbauten; die einheitliche Parzellengröße folgte wie das abwechslungsreiche Durcheinander bei der Gestaltung der einzelnen Häuser der Parole Hoffmann-Axthelms «Der Städtebau braucht Ordnung, die Architektur Phantasie». Er hatte aus der vormaligen Existenz einiger Wohnhäuser mit je drei Fensterachsen in dem Bereich die strenge Vorgabe für alle Häuserbauer abgeleitet.

Organisiert ist die ganze neue Ordnung durch einen «Bürgerstadt e.V.», der jedoch als Bürger keineswegs alle Berlinerinnen und Berliner anspricht. Nach der Ideologie des Vereins kann Bürger Berlins nur sein, wer hier ein Haus besitzt – der Rest hat als bloße Bewohner die Arbeit zu tun und die öde Bürgerstadt mit Leben zu erfüllen. Dieses Architektur- und Menschenbild führt stracks zurück ins Mittelalter und hält nur in der Mitte der 1930er Jahre, bei den Nürnberger Gesetzen, die eine ähnliche Unterscheidung zwischen «Reichsbürgern» und «Staatsangehörigen» postulierten. Die Stadtbürger sollen die Elite Berlins bilden, doch ist kein produktiver oder wenigstens praktikabler Vorschlag bekannt, der aus den neuen Quartieren und ihrem Umfeld gekommen wäre.

Dass die Neohistoristen die Bauten des DDR-Stadtzentrums mit ihrem Hass bedenken und auch die vielfältigen Aufbauleistungen in West-Berlin nur verachten, ist als innere Konsequenz ihres Denkens in Hierarchien verständlich. Erschrecken muss aber ihr Nicht-Verhältnis zu den seltenen Bauzeugen der Handwerkskultur des 18. Jahrhunderts im Stadtgebiet: Wo waren sie, als das Jagdhaus Schmöckwitz über Jahre hinweg zerfiel und als die Orangerie am Schlosspark Niederschönhausen mit neomodernen Wohnblockbauten umgeben wurde? Gleichgültig stehen sie nach dem Fakt gegenüber, dass mit der «Rekonstruktion» des Schlosses und anderer Altbauten deren letzte Spuren, die Original-Fundamente im Boden, zerstört wurden. Die Schäden, die durch die enge Umbauung der Friedrichswerderschen Kirche an dem Schinkelbau entstanden, den Riss, der als Folge des Baus der Rathausbrücke von Walter Noebel die Hauptfassade des Neuen Marstalls spaltet, wollen sie durch Schweigen vergessen machen. Ihre Hetze gegen die Geschichtszeugen der Moderne soll nur ihr ebenso unproduktives wie respektloses Verhalten gegenüber den wahrhaften Zeugnissen der Geschichte verbergen. Das ist ihre große Schuld! Den lebendigen Erinnerungen an die Werte des Freiraums im Zentrum und den praktischen Forderungen der Denkmalpflege haben sie nichts entgegengesetzt als ihre Kopfgeburt einer idealen, von jeder Geschichte bereinigten Stadtmitte, Kolonie eines erträumten Bürgertums.

### Hinter Schloss und Riegel

Immer länger wird die Liste der Berliner Bauten, die nach dem Sieg im Kalten Krieg zerstört worden sind. Das betrifft keineswegs bloß die Ostbezirke und trifft nicht nur Gebäude aus der Zeit der DDR. Mittlerweile wird fast die gesamte Architektur des 20. Jahrhunderts amtlich ignoriert und ist im Einzelfall von Vernachlässigung, Verfremdung und Zerstörung bedroht. Das verlangt einen Wandel, der den Respekt vor den unterschiedlichen Bauwerken und Grünräumen aus allen Zeiten und politischen Systemen bedeutet – die ganze Geschichte soll es sein! Das ist ein Gebot der gestalterischen wie der ökonomischen und ökologischen Vernunft.

Daher gibt es im Stadtzentrum nichts Großes neuer oder umzugestalten, gleichgültig, wie der Wettbewerb ausgeht. Die Neohistoristen versichern, dass sie keine Abrisse der modernen Großbauten planen, aber die Reali-

sierung einer geschlossenen kleinteiligen Neubebauung würde, wie im historischen Entwurf von Henselmann, die Größen- und Formkontraste zum alten Neuen ins Unerträgliche verschärfen. So ist gerade aus bauästhetischen Gründen der sorgsame Umgang mit dem Vorhandenen gefordert. Die großen Abbrüche, die Errichtung der Schlosskopie und einzelne Neu- und Umbauten haben zwischen Alex und Schlossplatz schon genug Schaden angerichtet. Ein einfaches «Weiter so» kann es hier wie überall nicht geben.

Stattdessen steht in ganz Berlin der Übergang zur qualitativen Verdichtung auf der Tagesordnung. Er muss im Ostteil wie im Westteil zu wesentlichen Alltagsverbesserungen führen und die Zentren wie die Außenbereiche stärken. Dem schließen sich die Stadterweiterungen an, die keine Objekte von Verhinderungstaktiken mehr sein dürfen. Grundlage der neuen Baupolitik ist die Vermeidung aller Abrisse von nutzbarer Bausubstanz, deren «graue Energie» für eine gute Klimabilanz sorgt. Ein weiteres Hineinzwängen von hohen Wohnbauten in grüne Höfe kann es nicht mehr geben: Verdichtung bedeutet den Neubau, vor allem von Kindergärten, und die Erhaltung, Renovierung, Erweiterung von Kultureinrichtungen; sie umfasst die Pflege der älteren Bauten aus der Kaiserzeit ebenso wie die Erhaltung und Restaurierung der wertvollen Bauten und Räume aus allen Perioden der Moderne, bis ins feinste Detail.

Handwerker und Künstler werden dabei die gegebenen Partner einer engagierten Kommunalpolitik sein. Platz ist auch für die Liebhaber der alten Stadt – wenn sie sich der Werke des Historismus und der Reformzeit um 1900 annehmen wollen. Dezentralisierung und kultureller Ausbau, im Einzelnen eine Auflockerung und Begrünung der Räume bilden die Leitbegriffe für diese innere Urbanisierung. Angestrebt wird eine soziale Stadt, deren Klima sich im umfassenden Sinn verbessert.

Was muss sich ändern? Gefordert ist in allen Politikbereichen die Abkehr von einem Denken in Zahlen und Kennziffern, aus der späten DDR wohlbekannt, und genau von der gutbürgerlichen Verehrung der Besitzer-Willkür. Die Idee einer exklusiven Bürgerstadt konnte nur durch den besinnungslosen Respekt der Senatsplaner ins praktische Leben treten. Jahrelang haben die «Zuständigen» die Vorschläge und Warnungen der Fachleute für Stadtkultur überhört und stattdessen jedem Investor ihr Ohr geliehen, haben sich als Dienstleister für Spekulanten betrachtet. Die zerstörerischen Folgen zeigen sich überall und beschäftigen inzwischen den Justizsenator, während die historische Forschung der Rolle von Beamten und Angestellten bei den Verbrechen des 20. Jahrhunderts nachgeht. Doch der wissenschaftliche Sachverstand wird weiter missachtet. Ebenso ignorieren die Stadtentwickler alle Forderungen der von «Verdichtung» betroffenen Bewohner. Im Ergebnis ist das Verhältnis zwischen den kreativen Kräften der Stadt und der Verwaltung völlig zerrüttet.

Nicht zu wissen, was man will, aber dafür mit aller Macht einzutreten, das genügt heute, um Politiker zu werden, aber nicht, um Sachentscheidungen für die Zukunft der Hauptstadt zu treffen. Dazu gehört ein waches Gespür für die dringenden Aufgaben der Gegenwart. Die Politikerinnen und Politiker im Senat müssen wieder eine Kultur des Umgangs mit andersartigen Auffassungen und begründetem Widerspruch entwickeln. Sie werden sich nur auf ihren Posten halten können, wenn sie Forderungen, Vorschläge und Konzeptideen zur zukünftigen Entwicklung aufgreifen und einarbeiten.

Die Zeit für solche Grundentscheidungen läuft ab. Die Erderwärmung wie das Waldsterben breiten sich aus, und die Aufheizung Berlins schreitet ebenso voran wie die Aushöhlung der Stadtkultur durch den unnötigen Ersatz historischer Bauten durch Renditeobjekte. Beides ist im Zusammenhang zu sehen, eine Auflockerung im Denken so erforderlich wie die durch Grünflächen. Greta Thunberg ist nun erwachsen, ihre «Kritiker» sind es noch nicht. Für Ignoranz bleibt aber in den Zeiten der Krise kein Platz mehr. Berlin muss sich auf ein umfassendes Programm für seine nachhaltige Entwicklung verständigen.

Der Termin dafür? Gestern!

### DIE LINKE IMKE ELLIESEN-KLIEFOTH STADT-FREIHEIT FÜR ALLE

Der Bereich zwischen Fernsehturm und Spree wirkte lange wie aus der Zeit gefallen: Baustellen, schlecht gepflegte Anlagen, stark befahrene, mehrspurige Straßen und die Tram als Zugangsbarrieren, wenig öffentliche Angebote. — Heute entdecken die Berliner:innen ihre Mitte neu: Die Baustellen verschwinden, mit der U-Bahn fährt man heute schon (und zukünftig auch mit der Straßenbahn) direkt vors Rote Rathaus. Ein Gestaltungswettbewerb soll die 2016 vom Abgeordnetenhaus beschlossenen Bürgerleitlinien für einen grünpfropften Stadtraum umsetzen. Und das heißt: Erhalt des Freiraums als öffentliches, nichtkommerzielles Areal, Verbindungen in die angrenzenden Stadtgebiete, Qualifizierung der Grünflächen und Verkehrsberuhigung. Die Mitte als Ort der Begegnung, der Erholung und einer Freiraum-Kultur für alle Berliner:innen, eine offene grüne Stadt-Mitte für die wachsende Metropole, Esplanade und Bühne der Stadt: Park, Stadtplatz und Gartenanlage unterm Fernsehturm. Ich denke, wir sollten das scheinbar aus der Zeit Gefallene, als Chance nutzen! Es ist ein Glück, dass sich hier noch nicht die überall gleiche neoliberale Mischung aus Einkaufen, Entertainment und Luxus-Wohnen durchgesetzt hat, dass nach dem Fake-Schloss nicht auch noch eine Fake-Altstadt als Themenpark entsteht. «Überholen ohne einzuholen», hier stimmt die Losung endlich mal. Statt in eine irgend-eine Vergangenheit zurückzubauen, ist es wichtig, die vielschichtigen Spuren der Stadtgeschichte erlebbar zu machen: den Krieg nicht vergessen, den Nachkriegsaufbau achten! Leben müssen wir nach vorn, unterm Fernsehturm können wir gemeinsam unsere Zukunft finden. Wie? Setzen wir endlich der Schloss-Freiheit die Stadt-Freiheit entgegen.

www.die-linke-imke.de

### DIE GRÜNEN DR. STEFAN LEHMKÜHLER ZUR ZUKUNFT DES FREIRAUMS UNTER DEM FERNSEHTURM

Ich begrüße den Ideen- und Realisierungswettbewerb zur Gestaltung des Freiraums Rathaus- und Marx-Engels-Forum und unterstütze sowohl die inhaltliche Zielstellung «Erhaltung und Entwicklung des Freiraums», wie auch den Zuschnitt des Wettbewerbsgebiets. — Als Koordinator von Changing Cities-Central habe ich an allen Fachlaboren der neuen Stadtwerkstadt teilgenommen, die im Vorlauf der Ausschreibung durchgeführt wurden. Es freut mich daher insbesondere, dass die «Erhaltung und Umsetzung der 10 Bürgerleitlinien» der ersten Stadtwerkstatt die wesentliche Grundlage der Aufgabenstellung geworden sind. — Nun zum «interessanten» Teil: Als Vertreter der Zivilgesellschaft und Stadtplaner mit dem Fokus Verkehrsplanung bin ich besonders an den Konzepten des «Ideenteils» interessiert. Neben der offensichtlich elementaren Bedeutung des Korridors der Spandauer Straße in Hinblick auf eine mögliche Entwicklung eines Gesamttraums, bin ich persönlich extrem gespannt auf die Konzepte zur Gestaltung und Entwicklung der aktuell «nicht-grünen Flächen». — Mein Wahl-Programm wird von der Direktive «Mitte. Grüner. MACHEN!» getragen und daher erhoffe ich mir von diesen Konzepten wieder-verwendbare Lösungsansätze, die uns in Mitte helfen werden, die Klima-Resilienz erheblich zu erhöhen. Selbstverständlich haben wir uns bisher konstruktiv eingebracht (siehe z.B.: <https://bit.ly/2Paaoch>) und werden dies mit der Erarbeitung des Verkehrskonzepts für Mitte-Mitte auch weiterhin tun, jedoch wäre es für uns vor Ort extrem hilfreich, nutzbare «Lösungs-Bausteine» zu erhalten, die auch außerhalb des Wettbewerbsgebiets zu einem angenehmen Leben in Mitte beitragen. Ich sehr hoffe, dass dies gelingt.

### SPD MAX LANDERO FÜR EINE LEBENDIGE UND LEBENSWERTE STADTMITTE

Die Bürgerleitlinien der Stadtdebatte «Alte Mitte, neue Liebe» müssen vollumfänglich umgesetzt werden. Wir wollen die Berliner Mitte gemeinsam mit den Anwohnerinnen und Anwohnern gestalten. Es braucht ein Gesamtkonzept für die Berliner Mitte. Der Wettbewerb für das Rathaus- und Marx-Engels-Forum bietet dazu eine einmalige Chance, zu bewahren und gleichzeitig neu zu denken. Unsere Berliner Mitte soll lebenswert, gemeinwohlorientiert, geschichtsbewusst, klimagerecht, fußgängerfreundlich und kultureich werden! Mit sicheren Plätzen, bezahlbaren innerstädtischem Wohnraum, gepflegten Grünanlagen und reduziertem Durchgangsverkehr. Westlich der Spandauer Straße kann straßenbegleitend an der Karl-Liebknecht-Straße und der Rathausstraße eine ein- bis zweigeschossige, dem Park dienende Bebauung entwickelt werden. Das Marx-Engels-Forum, mit Marx und Engels im Zentrum, kann hierdurch wieder ein kontemplativer Ort mit hoher Aufenthaltsqualität werden. Die Spandauer Straße wird die beiden Grünflächen verbindende Platzfläche, auf der Fußgänger:innen Vorfahrt erhalten. Alle öffentlichen Flächen sollen in vorbildlicher Weise barrierefrei gestaltet werden. Ich will die Spree, als verbindendes Element der Stadtmitte, mit stadtverträglichen Brücken und ein Ufer, das für alle zugänglich ist. Und wir müssen mehr Geld in die Hand nehmen! Die sozialistische Bürgermeisterin von Paris macht es vor und investiert eine Viertelmilliarde allein in die Neugestaltung der Champs-Élysées. Denn der Klimawandel fordert, dass die Stadtmitte CO<sub>2</sub>-neutral, klimaangepasst und umweltgerecht wird. Ich will eine Stadt der kurzen Wege, lebenswert für die Anwohner, gut erreichbar für Pendler, attraktiv für Besucher, altersgerecht für Kinder und Senioren.

### FDP PROF. DR. MICHAEL BAHLES FÜR EINE ZUKUNFTSGEWANDTE STADTPLANUNG UNTER BEACHTUNG DER BAUGESCHICHTE

Die «Alte Mitte», insbesondere der Molkenmarkt und das Marx-Engels-Forum, müssen entwickelt und vitalisiert werden. Dazu gehört die kleinpärzellige Bebauung von Brach- und Freiflächen zwischen bestehenden Gebäuden. Die umliegenden Straßen sind in das Bauland zu integrieren. — Speziell die Freiflächen zwischen Fernsehturm, Rotem Rathaus und der Spree erscheinen derzeit als städtebauliche verwahrloste Brachfläche, entbehren jeglicher positiver Aufenthaltsqualität, und werden von den Bürgern besonders abends und nachts als «No-go-Area» wahrgenommen. — Funktional schneiden sie zudem eine Lücke in die Berliner Innenstadt – hier zwischen Scheunenviertel und Nikolaiviertel/Molkenmarkt – so dass eine städtebauliche Revitalisierung an dieser Stelle unbedingt angemessen erscheint, um die Gebiete südlich des Roten Rathaus mit dem deutlich belebteren Scheunenviertel und Museuminsel zu verbinden. — Die geforderte kleinpärzellige Bebauung trägt dabei zum einem dem gestalterischen Leitbild einer lebendigen, europäischen Stadt Rechnung, die Großstrukturen vor allem funktional-übergeordneten Gebäuden überlässt (Rotes Rathaus, Stadtschloss, Fernsehturm samt Sockelbebauung), zum anderem fördert sie eine Nutzungsdurchmischung von Wohnen, Gewerbe, Gastronomie und Einzelhandel, durch die eine wohltuende Belebung des Stadtraumes auch abends und nachts gefördert wird, und die das subjektive Sicherheitsgefühl der Bewohner und Besucher erhöht.

### CDU LUCAS SCHAAL HISTORISCHE MITTE ALS VIELSCHICHTIGEN ORT ERLEBBAR MACHEN

Der unbefriedigende Zustand der Historischen Mitte zwischen Alexanderplatz und Berliner Schloss stellt eine der größten städteplanerischen Chancen im Herzen unseres Bezirks dar. Hier kann es gelingen, Historisches wieder erlebbar zu machen und im Einklang mit den Wünschen der Anwohner und Gewerbetreibenden einen sicheren und lebenswerten öffentlichen Raum mit hoher Aufenthaltsqualität für Berliner und Besucher zu erreichen. Dabei ist es mir wichtig, bei der Gestaltung des Rathausforums und der Fläche zur Spree eine städtebaulich passende Einbindung zum historischen Nikolaiviertel und zum Schloss mit seinem modernen Konzept von vornherein «mitzudenken» und letztlich auch baulich zu umsetzen. Daher befürworten wir eine Reurbanisierung der Historischen Mitte, die sich an den Beispielen erfolgreicher Stadtreparaturen aus anderen Städten zu orientiert und der zukünftigen Planung den kleinteiligen historischen Stadtgrundriss zugrunde legt. Wir möchten dabei eine Mischung aus Bebauung, etwa entlang der Karl-Liebknecht-Straße, und Freiflächen unter besonderer Berücksichtigung der historischen Begebenheiten des Ortes realisieren. Der barrierefreie Zugang zum Uferbereich mit Blick auf das Berliner Schloss und eine marktplatzähnliche Forumsfläche vor dem Roten Rathaus gehören für mich unbedingt dazu. — Eine isolierte und ideologisch aufgeladene Fokussierung auf die «DDR»-Moderne hilft bei der Entwicklung einer neuen, erlebbaren und lebenswerten Stadtmitte nicht weiter. Die Gestaltung des Areals soll der Vielschichtigkeit des Ortes gerecht werden und mit Ausstellungsstafeln und Wegmarken die Entwicklungslinien der Stadtgeschichte aufzeigen.

